

**Carl Spitteler**  
100 Jahre/Ans  
Literaturnobelpreis  
Prix Nobel de littérature  
1919-2019



# **Carl Spitteler – ein Leseheft**

**Lektüre** zur Neuentdeckung  
eines **Literaturnobelpreisträgers**



Liestal 2017

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort	4
Einleitung	6

## ERZÄHLUNGEN

Xaver Z'Gilgen	9
Das Kässtechen	23
Ei Ole	31

## REDE

Unser Schweizer Standpunkt.	43
Biographie Carl Spitteler	61

# Vorwort

Die Verleihung des Nobelpreises für Literatur an den Schweizer Autor Carl Spitteler jährt sich im Jahr 2019 zum 100. Mal. Doch: wer ist Carl Spitteler und was hat er geschrieben? Während vielen der Name Spitteler bekannt vorkommt, können sich nur wenige an ein konkretes Werk erinnern. Ist die Neugier geweckt, kommt schnell der Wunsch nach einer Lektüreempfehlung: Was könnte ich lesen, um Zugang zum literarischen Werk von Carl Spitteler zu finden? Diesem Wunsch kommen wir mit dem vorliegenden Leseheft gerne nach.

Der Verein «Carl Spitteler – 100 Jahre Literaturnobelpreis 1919-2019» nimmt das Jubiläum zum Anlass, die Initiative für eine Neu- oder Wiederentdeckung der Person und des Werks Carl Spittelers zu ergreifen. Der Impuls dazu ging vom Kanton Basel-Landschaft aus. Für 2019 sind Veranstaltungen in den Bereichen Literatur, Theater, Musik, Kunst und Wissenschaft geplant, die sich mit dem vielfältigen, im In- und Ausland zeitweise intensiv rezipierten Werk Spittelers auseinandersetzen. Sie stellen seine

zentralen Fragen zur Debatte und machen so das Werk generationenübergreifend neu zugänglich.

Mit dem Leseheft wollen wir nicht nur den Zugang zu Spitteler in zeitgemässer Kürze ermöglichen, sondern auch neugierig machen auf vielfältige und anregende Veranstaltungen im Jubiläumsjahr 2019. Möchten Sie über das Projekt Carl Spitteler auf dem Laufenden gehalten werden? Auf der Webseite [www.spitteler.ch](http://www.spitteler.ch) können Sie den Newsletter abonnieren, sich als Vereinsmitglied einschreiben oder sich als Kulturveranstalter mit Projekten einbringen.



**Dr. Gerhard W. Matter**  
Präsident

Verein  
«Carl Spitteler – 100 Jahre  
Literaturnobelpreis 1919-2019»  
Amtshausgasse 7  
4410 Liestal



Carl Spitteler im Jahr 1916.

# Einleitung

Wiederzuentdecken ist mit Carl Spitteler (1845-1924) ein höchst aktueller Autor: Zahlreiche seiner Texte zielen direkt ins Herz der gegenwärtigen helvetischen und europäischen Debatten. Der studierte Theologe, der statt eines Eintritts ins Pfarramt eine ganz andere Richtung einschlug, begann früh, die öffentliche Meinung und die herrschenden Dogmen kritisch zu prüfen. In zahlreichen Texten thematisierte er den Umgang mit dem Anderen, dem «Fremden», aber auch die Sprachenfrage (etwa das Verhältnis zwischen Deutsch und Französisch sowie zwischen Hochdeutsch und Dialekt) und den stets prekären Zusammenhalt zwischen den verschiedenen Schweizer Landesteilen, die Wichtigkeit des Schutzes der Minderheiten und die Bedeutung der Vorstellung von der «Willensnation».

Als Schriftsteller, Feuilletonist, Kritiker, Komponist und Zeichner hat Spitteler ein facettenreiches Werk geschaffen. 1845 in Liestal im Kanton Basel-Landschaft geboren, lebte Spitteler später in Basel zeitgleich mit Friedrich Nietzsche und Jacob Burckhardt, war ein

Zeitgenosse von Gottfried Keller und C.F. Meyer sowie ein enger Freund des Berner Publizisten und Kritikers Joseph Viktor Widmann. Durch seinen langjährigen Russlandaufenthalt zum Kosmopoliten geworden, wirkte Spitteler nach seiner Rückkehr in der Deutschschweiz und der Romandie auf für damalige Verhältnisse recht unorthodoxe Weise als Lehrer für Geschichte, Griechisch, Latein und Deutsch. Später veröffentlichte er als Mitarbeiter zahlreicher Zeitungen und Zeitschriften literarische Texte, Musik- und Theaterkritiken sowie Essays zum literarischen und kulturellen Geschehen seiner Gegenwart.

Während seine erste literarische Publikation, das Epos *Prometheus und Epimetheus* (1881), aber auch seine *Extramundana* zunächst bei vielen Rezipienten vor allem Ratlosigkeit ausgelöst hatten und auch seine ersten dramatischen Versuche durchfielen, waren die Novellen für ein breiteres Publikum zugänglicher und fanden schnell Anklang. Darunter sind zahlreiche Texte, die in den 1880er Jahren im Berner Bund oder in der NZZ abgedruckt

## Einleitung

wurden, etwa *Das Bombardement von Åbo*, *Feodor Karlowitsch*, *Ei Ole* sowie *Der Neffe des Herrn Bezenval* und *Das Wettfasten von Heimligen* mit ihren Gotthelf- und *Seldwyla*-Allusionen, aber auch die erschreckend aktuell wirkende Erzählung *Xaver Z'Gilgen*, die zuerst 1888 in der Deutschen Zeitung in Wien erschien.

Die Erzählung *Conrad der Leutnant* (1897) und der Roman *Imago* von 1906 lassen erkennbar werden, warum Spittellers Arbeiten für die Exponenten der Psychoanalyse interessant wurden, so dass Hanns Sachs mehrere Besprechungen zu Spittellers Texten schrieb und Sigmund Freud seiner 1912 gegründeten *Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften* den Titel *Imago* gab. Wenn der Vater als Tyrann erscheint und die Entscheidung entweder für ihn oder für den sich empörenden Sohn fallen muss, ist zudem mit dem ›Vatermord‹ eines der zentralen Themen des Expressionismus vorweggenommen, dem sich nach Freud nicht zuletzt Kafka, Hasenclever und Werfel intensiv widmeten.

Wie kaum ein anderer Autor des 20. Jahrhunderts hat Spitteler durch seinen Vortrag *Unser Schweizer Standpunkt*, der 1914 zu Beginn des Weltkrieges zur Kohäsion der unterschiedlichen Schweizer Landesteile aufrief, sowie durch zahlreiche Übersetzungen seiner Werke ins Französische, Italienische und Rätoromanische in der Schweiz verbindend gewirkt. Es war Spitteler zu Verständigung und Minoritätenschutz, zu Gewaltlosigkeit und zur Wahrung der Neutralität aufrufender Beitrag in Kriegzeiten, der das Nobelpreiskomitee ganz besonders für sein Werk eingenommen hat.

Den Nobelpreis erhielt Carl Spitteler 1919 «im besonderen Hinblick auf sein mächtiges Epos *Olympischer Frühling*», wie es in der Begründung des Komitees hiess. Die Verleihung des Preises ist allerdings ohne das vorangehende Eintreten Spittellers für Konsens und Neutralität der Schweiz nicht zu denken. Für die Verleihung des Preises an Spitteler eingesetzt hatten sich u.a. Romain Rolland, der Preisträger von 1915

und Friedensaktivist im Ersten Weltkrieg, und Jonas Fränkel, der Germanist, enge Freund und Berater Spittellers, der als jüdischer Immigrant selbst Angehöriger einer Minderheit in der Schweiz war. Der Nobelpreis für Literatur wird jährlich von der Schwedischen Akademie an denjenigen verliehen, der «im vorangegangenen Jahre der Menschheit den größten Nutzen erwiesen» und «in der Literatur das Herausragendste in idealistischer Richtung produziert hat», wie Alfred Nobel, der Stifter der Preise, testamentarisch festgelegt hatte. Die Auffassung dessen, was als das «Herausragendste in idealistischer Richtung» zu gelten hat, wandelt sich im Laufe der Zeiten und bedarf damit stets erneut der Diskussion.



**Dr. Stefanie Leuenberger**  
Projektverantwortliche

# Xaver Z'Gilgen

Erstdruck  
Deutsche Zeitung,  
Wien, 29.4.1888

---

Wer die Natur aufrichtig schätzt, hat seine Lieblingsgegenden, in welche er immer wieder zurückkehrt, selbst wenn er inzwischen überlegenere landschaftliche Bilder kennengelernt haben sollte.

Ja es wird sich gewöhnlich etwas Eifersucht in die Liebe mischen. Man möchte eine Landschaft, die man in den verschiedensten Stimmungen geschaut und hierdurch gewissermaßen erlebt und sich angeeignet hat, nicht mit dem ersten besten teilen; man empfindet die Anlage einer Verkehrsstraße oder den Bau eines Gasthauses als einen Eingriff, man fühlt sich dadurch verletzt und beleidigt.

Eine der Gegenden, die es mir angetan haben, liegt zwischen dem Kloster Einsiedeln und dem Flecken Schwyz; sie ist schön genug, um das Auge und das Herz durch ihre Majestät zu entzücken, aber auch einsam genug, um ungestörtes Sinnen und Genießen zu erlauben.

Man fährt des Morgens in der Frühe mit der Bahn von Zürich an dem freundlichen Seeufer dahin, dann mit einer Bergbahn nach den Höhen der Schindellegi und über die Wasserscheide nach Einsiedeln.

Hier hat die Welt ein kleines, hohes und wildes Ende, und es gilt, über den Yberg, einen harmlosen, die Kraft eines rüstigen Spaziergängers erfordernden Paß unterhalb des Mythenstocks, zu steigen.

Der Weg ist weiter, als einem die Erinnerung, welche ja stets die Entfernungen verkürzt, gesagt hatte; die Zeit verstreicht; man hat vielleicht ein Stündchen zu lange beim Mittagessen verweilt, und wenn man oben auf der Paßhöhe angelangt ist, wird es wahrscheinlich Abend sein.

Aber wie sehr auch die Uhr und die sinkende Sonne mahnen mögen, oben bei dem Hüttchen werden wir eine Stunde ruhen; denn vor uns liegt zwischen dunklen Wäldern eine grüne, nicht allzu steile Halde von schwindelhafter Tiefe, oben einsam, unten

mit hundert winzigen Häuschen besät, ganz zuunterst ein Zipfelchen Vierwaldstättersee, eingeschlossen in einem wahren Labyrinth von wirr durcheinander geschobenen trotzigen Alpenhäuptern. Das ist keine «Aussicht», es ist mehr als das: eine Landschaft, und zwar eine Landschaft, wie sie etwa die Phantasie eines Leonardo da Vinci hätte träumen mögen.

Während stundenlang keine menschliche Seele zu erblicken war, schleichen jetzt, wo die Sonne sich zum Untergange anschickt, einige Gestalten plumpen Ganges nach dem Felsen zu unserer Linken.

Was wollen sie dort oben? Sie gucken zwischen den Tannen hervor und lugen bedächtig ins Tal.

Plötzlich beginnt ein Jodeln nach allen vier Windrichtungen hin; tief unten an der Halde antwortet Schellenklang und Rindergebrüll, und ehe wir uns dessen versehen, klettern und kriechen die Herden ameisenartig gegen uns heran, immer zahlreicher und immer größer, quer über die Triften, schlangenförmig auf dem gewundenen Weg, längs den Hecken.

Da gibt es kein Entrinnen, wir müssen mitten hindurch.

Die Kühe bleiben wie auf Befehl stehen, uns anlotzend, bis wir auf Armeslänge herankommen, dann flüchten sie mit schwerfälligen Sprüngen zur Seite; die Stiere dagegen behaupten mürrisch das Feld, wir müssen ihnen den Platz räumen.

Und dann geht es stundenlang im steilen Zickzack talabwärts zwischen Ställen und Sennhütten, an schmucken Landhäusern, dem luftigen Sitze der beneidenswerten Herren von Schwyz, vorbei.

Die Dämmerung schleicht aus dem See empor; hoch oben blinken die Sterne; um die fernen Gipfel der Alpen brüllt ein Gewitter, und wenn wir endlich in Schwyz anlangen, ist es finstere, späte Nacht.

Nicht immer jedoch teilen sich Blitze und Sterne friedlich

in den Himmel; es kann auch vorkommen, und dann kommt es meist urplötzlich vor, daß man sich auf halber Höhe dem Unwetter preisgegeben sieht.

So erging es auch mir im vergangenen Sommer.

Die Nacht, der strömende Regen und der fast ununterbrochene Blendschein der blauen Blitze verhüllten mir den Weg, und ich kam nur tappend und tastend vorwärts. Da überholte mich ein junger, wohlgestalteter, fester Senn und bot mir in der biedereren und treuherzigen Weise der Äpler Hilfe und Quartier an. So brachte ich die Nacht in einer Hirtenwohnung zu.

«Vornehm ists nicht», munkelte der Brave, als er mich in die Kammer seines abwesenden Bruders geleitete, aber gut ists gemeint, und hätt ichs besser, so gäbe ichs besser. Und – fügte er mit einigem Stolze hinzu – «wenn Ihr etwa vor dem Schlafen noch ein wenig lesen wollt...»

Mit diesen Worten leuchtete er mit der rauchenden Talgkerze gegen den Fenstersims und legte mir drei staubige Bücher in die Hand.

Die Artigkeit erforderte, daß ich sie oberflächlich musterte. Es war eine Schweizergeschichte für Schulen, ein Andachtsbuch und eine vergilbte Sammlung von Hexen- und Zauberprozessen.

Wie ich die letztern aufschlug, fiel mein Blick auf folgenden Satz: «... und selbst auf dem Wege nach dem Hochgericht seyne Unbußfertigkeit nicht abgelegt, und die Sanctam Absolutionem nicht nachgesuchet, sondern fortgefahren, die heylige Dreyfaltigkeyt u. Fürsehung u. Weltordnung mit schrecklichen Reden anzuklagen, auch unter den peinlichen Griffen des Henkers seyne gräuliche Ketzerey keineswegs widerrufen, sondern mit lauter Stimme geschrieen, dem heyligen Evangelio zum Trotze dabey zu verbleiben, daß die gesammte Mundcreation aus eytel Bosheyt u. Schadenfrohmüthigkeyt von s. v. dem Teuffel auscogitiret u. instituiert worden sey.»

Diese Worte überraschten mich, da in religiösen Zeiten selbst die ruchlosesten Verbrecher den Namen Gottes und der Heiligen zu schonen pflegten. Offenbar war da von einem Vorläufer der modernen Pessimisten die Rede, und ich war um so begieriger, die Beweggründe dieser vereinzelt Denkungsart kennenzulernen, als dieselben von gewaltiger Kraft sein mußten, um die furchtbare Rüstung der Kirche und des Zeitalters zu durchlöchern.

Nachdem daher mein Wirt die Kammer mit einem frommen «Bhüt Euch Gott!» verlassen, spürte ich dem Anfang des Berichtes nach, wobei ich denn aus dem Wust von gerichtlichen Prozeduren und aktenmäßig niedergeschriebenen Geständnissen eine ergreifende Leidensgeschichte herauslas.

Xaver Z'Gilgen, so hieß der Delinquent, war einst ein armer Schiffsmann aus Brunnen bei Schwyz, der um Lohn die Marktleute in die Dörfer und Flecken des gegenüberliegenden Seeufers und mitunter bis gegen Flüelen hinaufführte.

Einmal im Jahre, zumeist im Spätherbst, trieb er eine der großen Viehherden über den Gotthard auf den Markt von Lauis. Wenn der Winter kam und die Arbeit mangelte, verdingte er sich wohl auch für einige Monate als Bedienter bei den Vornehmen in Schwyz, wo er wegen seines stillen, bescheidenen Wesens, seiner Anstelligkeit und seines gefälligen Äußern gern gelitten war.

Die Sorgen um den Lebensunterhalt nahmen nicht allein seine Tätigkeit, sondern auch seine Aufmerksamkeit in Anspruch, und obschon der schmucke Bursche auf dem Tanzboden die reichsten Sennen in der Gunst der Mädchen ausstach, war ihm doch niemals eingefallen, daß so ein armer Schiffsmann heiraten dürfte.

So verstrichen die Sommer und Winter, und als er Anno 1641 dreißig Jahre alt wurde, überließ er als alter Knabe den Tanzboden den Jüngeren.

Im folgenden Herbst trieb er wie gewöhnlich seine Herde nach Lauis, und da er gerade dazukam, wie in Giornico die Weinlese stattfand, stellte er seine Herde in den Pferch und schaute mit der Ruhe des Älplers dem Geschäft zu.

Eine braune Dirne mit bloßen Füßen und aufgeschürztem Rock, welche eine Granatblüte über dem Ohr in den schwarzen Locken stecken hatte, schritt mehrmals freien Ganges mit dem gefüllten Korbe an ihm vorüber, ihm einen prüfenden Seitenblick zuwerfend. Endlich wies sie ihm ihre weißen Zähnen, stieß ihn mit dem Ellenbogen leicht an und rief mit lauter Stimme in gebrochenem Schwyzerdeutsch: «Faulpelz! Anstatt da zu stehen, könntest du uns ein wenig helfen.»

Ein allgemeines Gelächter hinter den Weinranken begleitete ihre Neckerei, und Xaver hielt sich hierdurch für verpflichtet, der Aufforderung nachzukommen.

Den ganzen Abend führte er fleißig das Winzermesser, und wenn er einen Augenblick ruhen wollte, deutete die Dirne auf die Trauben.

«Ancora!» befahl sie, und er begann sofort von neuem. Nicht einmal einen Dank bekam er zum Abschied. Es mußte wohl in Giornico gewöhnlicher Brauch sein, die Reisenden zum Winzerdienst zu pressen.

Aber als er schon hundert Schritte entfernt war, wendete er sich um und schlich nochmals herbei.

Die Augen des Mädchens leuchteten, wie sie ihn umkehren sah, dann biß sie sich auf die Lippen und wartete.

«Wie heißt du?» fragte er mit unsicherer Stimme.

«Speranza», antwortete sie und lachte mit heller Stimme.

Jetzt schämte er sich über die Maßen. Offenbar hatte er etwas Dummes gefragt, und es reute ihn, daß er umgekehrt war. Der Weg nach Lauis ist weit, und die Herden «fahren langsam». Xaver fand mithin, obschon er nichts weniger als ein Denker war,



Zeit genug, um mit den Gedanken, die ihm unwillkürlich aufstiegen, fertig zu werden.

Nachdem er daher in Lauis seine Geschäfte erledigt hatte, begab er sich zum Landvogt, einem Schwyzer, bei dem er einst in Dienst gestanden, und fragte ihn treuherzig, ob er wohl ein Mädchen, das er gerne heiraten möchte, heiraten solle.

Der Landvogt klopfte ihm auf die Schulter und sprach: «Vereli, ich bin kein Beichtvater, und wenn ich auch ein solcher wäre, so würde ich mirs zweimal bedenken, ehe ich einem andern in Heiratsangelegenheiten einen Rat gäbe; aber so viel getraue ich mir schon zu sagen, weil Ihr mich einmal gefragt habt, daß es nichts schadet, wenn man diejenige, welche man heiratet, gerne heiratet.»

Danach begab sich Xaver auf die Heimreise, suchte seine Speranza auf, machte es mit ihr richtig und nahm sie als seine Frau mit über den Gotthard.

Vieler Umstände bedurfte es dabei nicht, denn die Gemeinde war froh, der bettelarmen Speranza loszuwerden, und ein Fuhrwerk hatten sie auch nicht; die ganze Mitgift des Mädchens hatte in einem Bündel Platz, welchen Xaver auf seinen Rücken schnallte.

Xavers Landsleute sperrten die Augen auf und schüttelten den Kopf, als sie ihn mit einer Frau heimkehren sahen. Daß sie arm war, wollten sie ihm zur Not verzeihen, aber eine Fremde und dazu noch eine aus dem ennetbergischen Untertanenland zu nehmen, während man unter den vollblütigen Schwyzerinnen wählen konnte, das kam einer Beleidigung des herrschaftlichen eidgenössischen Kantons gleich. Eine Mißheirat wird auf dem Lande noch strenger geahndet als bei Hofe.

Xaver sah sich als «Abtrünniger» gemieden, und wenn ihn nicht seine Gönner, die Vornehmen von Schwyz, welche freieren Anschauungen huldigten, mit Arbeit bedacht hätten, so würde ihn

seine Vereinsamung zur Auswanderung gezwungen haben.

Für die Ungunst, die ihm in der Öffentlichkeit, auf der Landsgemeinde und im Wirtshaus begegnete, entschädigte ihn freilich das Glück, das er in seinem Häuschen fand. Speranza, obschon unordentlich, ja selbst unreinlich im Hauswesen, so daß die Nachbarinnen die Hände über dem Kopf zusammenschlugen, war allzeit fröhlich, sang bei der Arbeit in der Küche und im Gärtchen und lachte, wenn sie nichts Besseres zu tun oder zu reden wußte. Des Sonntags, auf dem Weg zur Messe, ging sie mit aufrechter Haltung und vornehmen Schritten neben ihm einher, daß er sich wie der Landammann von Schwyz vorkam und mit dem reichsten Sennen nicht getauscht hätte.

Als sie ihm vollends übers Jahr ein Mädchen schenkte, da wurde er glücklich wie ein Kind, kümmerte sich um die ganze Welt nicht mehr, besuchte weder die Landsgemeinde noch das Wirtshaus, ja sogar nur selten die Kirche und saß zu Hause, so oft es nur seine Arbeiten erlaubten.

Natürlich ließ er das Mädchen Speranza taufen, denn einen lieblichen Namen wußte er nicht auf der Welt.

Das ging so in Glück und Frieden bis zum Februar 1645.

Um diese Zeit, während der Fastnacht, auf dem Heimweg vom Tanz in Lowerz, wo sie allein hingegangen war, weil Xaver unterdessen das Kind hütete, wurde seine Speranza von «lustigen Nachtbuben» aus Zug angehalten und, da sie sich zur Wehre setzte, erschlagen – «aus Übermut und Kurzweil», wie es in den Akten heißt.

Seit diesem Augenblick – ich folge von nun an der Anklage im Stil wie im Inhalt – legte Xaver ein unchristliches Wesen an den Tag.

Zunächst zeigte er seinen Hochmut damit, daß er ein großes «Wesen» von dem Totschlag machte, ungeachtet derselbe doch

nur von trunkenen Nachtbuben zur Kurzweil an einem hineingeschleppten ennetbergischen Mädchen verübt worden war. Ja, allen vernünftigen Zureden zum Trotze belästigte er die gnädigen Herren und die Landsgemeinde mit unaufhörlichen Anträgen, man möge um dieser unnützen Geschichte willen den lieben, teuren, eidgenössischen, freundnachbarlichen und katholischen Stand Zug von Amts wegen zeihen und beklagen, respektive mit Krieg überziehen.

Nachdem er wiederholt in dieser Angelegenheit von der Landsgemeinde mit Spott und Schande überstimmt worden war, verschloß er sich plötzlich den Menschen, vernachlässigte seine Arbeit und seine Kleidung, ging auch nicht mehr zu Kommunion und Beichte und antwortete dem Kaplan, wenn ihm dieser derothalben Vorstellungen machte, erst möge ihm der liebe Gott ein Wunder zeigen und ihm seine liebe Speranza wieder ins Leben rufen, dann wolle er seine Güte und Allmacht preisen.

Während er dergestalt die heilige Kirche verachtete, trieb er eine ärgerliche Abgötterei mit seinem Kinde, indem er ihm aus dem jahrelang zusammengesparten Gelde köstliche Kleider und Leckerbissen und allerlei Kurzweil kaufte, daß es hochmütig einherging wie eines Ratsherrn Töchterlein von Luzern. Auch züchtigte er dasselbe niemals mit Ruten, nach frommem, christlichem Brauch, sondern liebte es vom Morgen bis zum Abend, nannte es mit den süßesten Namen und willfahrte jedem seiner Wünsche, gleich als ob er sein Diener und nicht sein Vater gewesen wäre. Und das Kind hing an ihm wie ein Hund an seinem Herrn und wollte mit keinen andern Kindern spielen, sondern begleitete seinen Vater auf seinen Fahrten, bis Stans und Luzern, ja sogar nach Uri und Italien.

Und es herrschte eine solche sündhafte, abgöttische Anhänglichkeit zwischen den beiden, daß es allmählich ruchbar wurde, wie er zu dem Frevel seiner hochmütigen Ketzerei noch das Ver-

brechen der Zauberei hinzugesellte.

Vor allen Augen offenbar aber wurde seine Zauberei bei der schweren Heimsuchung, welche Gott der Allmächtige in seiner Gnade im Jahre 1647 über die Gemeinde Brunnen wegen ihrer Sünden verfügte.

Im selbigen Sommer nämlich führte der Magister Balzer die Kinder zum Feste nach Einsiedeln über den Yberg.

Weil aber jenseits der Allmend im Walde viele rote giftige Beeren wuchsen, welche schon manchem Schaden an seiner Gesundheit gebracht hatten, so ermahnten die Väter ihre Kinder mit vieler Strenge, nicht seitwärts vom Wege zu gehen und keine roten Beeren zu essen, sondern dem Magistro in Gehorsam untertan zu bleiben, gleich wie sie selber ihrer Obrigkeit in Zucht und Frömmigkeit untertan wären.

Und damit ihre fürsorgliche Lehre und Exhortation eindrücklicher im Gedächtnis verbliebe, züchtigte ein jeder sein Kind vor dem versammelten Volke mit Ruten; auch hielten sie den Magistrum an, selbige Züchtigung zu besserem Gedächtnis zu wiederholen, zuerst an der Säge, unterhalb der Allmend, und dann auf dem Berge bei den vier Winden ob dem Walde.

Nur Xaver Z'Gilgen züchtigte weder sein Kind selber mit Ruten noch wollte er leiden, daß der Magister dasselbe tätlich exhortiere, redete ihm auch nicht scharf zu, sondern sah ihm milde in die Augen und fragte mit sanfter Stimme, ob es ein freies\* Schwyzerkind sein wolle oder ein stolzes\*\*. So nämlich pflegte er es alle Tage zu fragen. Das Kind aber zeigte keinerlei Angst noch Untertänigkeit, sondern antwortete mit beherzter Stimme, ein freies Schwyzerkind sein zu wollen und keine Beeren anzurühren, geschweige denn rote, und sie zu essen.

\* braves

\*\* unartiges

Xaver Z'Gilgen belobte sein Kind und herzte es gleich einer Mutter und gab ihm durchaus keine andere Exhortation, so daß das Volk von großem Schrecken über sein nahes, elendigliches Ende ergriffen wurde.

Und die Kinder überwältigten den Magistrum bei den vier Winden ob dem Walde und banden ihm die Hände und Füße mit Tüchern.

Darauf gingen sie hin und aßen rote Beeren bis zum späten Abend.

Aber als der Mond herauszog und die Kälte ihnen zusetzte und das Gift in ihren Eingeweiden zu grimmen anfang, bereuten sie ihren Ungehorsam, lösten den Magistrum von seinen Banden, umfaßten seine Knie und flehten zu ihm mit Tränen und erbärmlichen Reden, er möge sie doch um Christi Barmherzigkeit willen von ihrer grausamen Pein erretten und in ihre Heimat zurückführen.

Und von selbigen Kindern starben sieben eines elenden Todes, die einen auf dem Wege, die andern am folgenden Tage in ihren Betten, die übrigen aber lagen lange Zeit krank unter großen Schmerzen.

Einzig Speranza Z'Gilgen, obschon sie weder Zucht noch Exhortation erhalten hatte, wich nicht von dem Magistro und aß nicht von den roten Beeren und spürte auch keinerlei Pein, so daß ihres Vaters Zauberei vor allen Augen offenbar wurde und ohne die Intervention und Fürbitte der gnädigen Herren von Schwyz schon damals seine Freveltaten zur verdienten Strafe wären gezogen worden.

Allein da sich sein Hochmut von Tag zu Tag mehrte, setzte der Allmächtige seiner Langmut ein Ende, indem er den sündhaften Abgott seines Herzens, die Speranza, an einem Steinwurf, den sie in der Kurzweil mit fröhlichen Knaben erhalten, nicht gesunden, sondern unter grausamen Schmerzen dahinsiechen ließ.

Anstatt jedoch die Strafe mit christlicher Demut zu seiner Buße und Besserung zu benützen, verstockte Xaver Z'Gilgen sich nur um so hartnäckiger und setzte seinem ketzerischen Hochmut dadurch die Krone auf, daß er, die wundertätige Fürbitte des Klosters verachtend, mit großen Kosten zwei gelahrte Doctores nächlicherweile von Luzern auf dem Nauen\* herüberholte, welche die Kranke mit aller Kunst und Sorgfalt schonten und pflegten und ihr die schwärenden Wunden mit dem Messer und dem glühenden Eisen säuberlich reinigten.

Speranza aber wollte sich den Doctoribus nicht in Güte unterziehen, sondern begann heftig zu schreien und zu klagen, warum sie so grausame Pein leiden müsse und ob sie denn nicht allezeit ein freies Schwyzerkind gewesen sei.

Und sie flehte mit Worten und Blicken so rührend zu ihrem Vater, daß alle Umstehenden weinten.

Selbst jetzt aber noch redete er ihr nicht mit Strenge zu, erklärte ihr auch nicht, daß sie ihre Leiden als gnädige, gerechte Strafe für ihre Sünden erdulde, sondern lobte sie mit zärtlichen Reden, schalt auf die Welt und den Himmel und nannte sie sein liebes, freies Schwyzerkind.

Als aber Speranza die abgöttische Liebe ihres Vaters bemerkte, umschlang sie seinen Hals und schwor mit Zittern und mit Schreien, sie wisse nicht, was sie Übles getan habe, daß er sie so grausam von den Doctoribus bestrafen lasse, und er möge ihr doch verzeihen und die Doctores wegschicken und ihre Schwären heilen, so wolle sie ihr ganzes Leben lang ein freies Schwyzerkind sein und nie wieder etwas Stolzes begehen. So flehte und schrie sie bis an ihr unbußfertiges Ende, den 12. Januarium 1648.

Am 17. Januario aber, am Tage der heiligen Gertrud, als der ehrwürdige Pater Aloysius in der Kirche zu Brunnen über den Text

\* Nachen

predigte: «Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte: und siehe da, es war sehr gut» (1. Moses 1,31), da sprang Xaver Z'Gilgen auf und schalt unter vielem Schreien und Weinen den ehrwürdigen Patrem Aloysium einen Lügner und das heilige Evangelium eine Irrlehre und fing an, insbesondere gräuliche Ketzereien auszustoßen, als wäre die Welt nicht aus Güte vom lieben Gott geschaffen worden, sondern von s. v. dem Teufel aus grausamer Arglist, um sich an der Pein und Folter der unschuldigen Menschen und Tiere zu belustigen.

Also kam seine ruchlose Ketzerei an den Tag.

Das Volk aber empörte sich über seine Reden, schlug ihn und überwältigte ihn und überlieferte ihn den Richtern zu seiner wohlverdienten Strafe ...

Die Kerze war zu Ende gebrannt, und die Müdigkeit übermannte meine Gedanken.

Während der Donner rollte und der Regen durch die Fugen der Fenster strömte, schlief ich einen gesunden Schlaf bis zum späten Morgen.

Aber als nun beim Erwachen der glänzende Tag ins Zimmer schien und unten vor meinen Augen Brunnen über dem See im hellen Sonnenschein glitzerte und oben der hohe Mythen und der Yberg, da erinnerte ich mich, die ganze Nacht von dem unglücklichen Xaver Z'Gilgen, seinem schönen Weibe und der lieblichen kleinen Speranza geträumt zu haben. Wir wandelten alle vier von Einsiedeln nach Schwyz; Xaver und sein Weib jauchzten oben am Gipfel von den Felsen übers Tal, Speranza pflückte mir Enzianen, und ich nannte sie ein liebes, freies Schwyzerkind.

«Ihr habt gut geschlafen», lachte der Hirt, der in diesem Augenblick unversehens zur Kammer hereinstieg. «Ja, ja! wenn man's nicht gewohnt ist – nach einem tüchtigen Marsch, wie Ihr gestern

einen gemacht habt, kann man das Schlafen schon brauchen. Ich bring Euch ein Glas Milch, wenn Ihr fürlieb nehmen wollt. Kaffee und Zichorien und Zucker und derlei Kostbarkeiten kann ich Euch leider nicht anbieten.»

«Wem habe ich für die Gastfreundschaft zu danken?»

«Ignaz Z'Gilgen sagt man mir», und da er meine Bewegung bemerkte und durch einen Blick auf die abgebrannte Kerze und das aufgeschlagene Buch die Ursache derselben erriet, fügte er hinzu: «Von einem Bruder jenes Xaver Z'Gilgen stamm ich ab ... Es ist seither manches besser geworden. Und wenn ich schon gerade wie er mit einer Tessinerin verlobt bin, habe ich deshalb doch keine Angst. Auf der andern Seite des Gotthard sind sie ja auch Menschen, so gut wie wir, oder was meint Ihr dazu?»

---

# Das Kässtechen

Erstdruck  
Deutsche Zeitung,  
Wien, 9.3.1890

---

Professor Stark, obwohl selber von schwächtiger Gestalt und ewig an Magenkatarrh und Halsentzündungen laborierend, war ein leidenschaftlicher Verehrer der gesunden Muskelkraft und ihrer Verherrlichung in der Poesie. Für die Literatur der Gegenwart ließ er nur Bauern- und Gebirgsnovellen gelten; das Schwinden mundartlicher Ausdrücke, selbst der unflätigsten, bejammerte er wie verlorenes Rheingold, und wenn er des Sommers im Walde einer elegant gekleideten Dame begegnete, so kam er vor Zorn über die «Unnatur» und die «Verhunzung» der schönen grünen Landschaft ganz außer sich. Bei dieser Sinnesart waren ihm selbstverständlich stattliche Fremdenpaläste ein Greuel, so daß er sich für seine sommerlichen Volksstudien das einsamste und ärmlichste Kurhäuschen auf dem abgelegensten Berge aussuchte. Nachdem er ein solches aufgefunden, zog er Jahr für Jahr dahin, strich wollüstig im Stalle und auf der Viehweide herum, schloß Freundschaft mit dem Koch und duzte die Sennen, zufrieden mit sich und seiner Umgebung, einzig von der Sorge bedrückt, daß das unbefleckte Winkelchen einmal noch von anderen Städtern entdeckt werden könnte. Nur den Widerspruch vermochte er an seinen poetischen Bergmannen nicht zu begreifen, daß sie so wenig Teilnahme für die Literaturgeschichte zeigten, sondern seine unaufhörlichen Bemühungen, ihnen die Meisterwerke der Dichtkunst ans Herz zu legen, mit der entmutigendsten Gleichgültigkeit beantworteten.

Im vorigen Sommer widerfuhr dem nichts Böses ahnenden Professor Stark ein ärgerliches Mißgeschick. Ein junger Schriftsteller, namens Alfred Neukomm, eifrig bestrebt, auf seinen sommerlichen Wanderungen den Professoren, Kritikern und schöngestigen Damen auszuweichen, verirrte sich in denselben Bergwinkel. Der Verdruß über die Überraschung war gegenseitig, und im ersten Augenblick dachten sie beide daran, schleunig davonzuziehen, bis die vernünftige Überlegung ihnen

sagte, sie könnten möglicherweise vom Regen in die Traufe geraten. Schließlich schickt man sich in der Einsamkeit leichter in des Nächsten Fehler, das Schach verlangt einen Partner, und Regenwetter macht selbst dem natursüchtigsten und bildungsüberdrüssigsten Einsiedler den Wert seinesgleichen fühlbar. Ein stillschweigend abgeschlossener Vertrag, die Literatur nicht zu berühren, schützte die Unterhaltung vor der Gefahr, in Disputation auszuarten; gemeinschaftliche Ausflüge schufen überdies bald gemeinsame Erinnerungen, und die letzteren legten wiederum den Grund zu einem, wenn schon nicht freundschaftlichen, doch kameradschaftlichen Einvernehmen.

Eines schönen Sonntags stiegen die Sennen zahlreicher als gewöhnlich von ihren Höfen hernieder, am Kurhäuschen vorbei, dem Tale zu, mitunter zu Familienzügen sich gruppierend, die Buben und Mädchen in ihren neuesten, stattlichsten, steifsten Anzügen. Auch der Kuhbub, des Professors Liebling, lungerte nach dem Mittagessen im Sonntagsstaat um den Stall, einen Strauß Enzianen auf dem Hut, einen Grashalm zwischen den Lippen und einen Haselzweig in der Hand.

«Wohin, Sepp?»

«Zum Kässtechen nach Niedertann.»

Das Wort Kässtechen roch dem Professor lieblich; sein Kamerad Alfred Neukomm hatte nichts gegen den Ausflug einzuwenden, und so stiegen sie nach vollbrachter Digestion die Bachsohle entlang hinab zu den Flühen, welche tief unter ihnen den Ausblick in den Gau verschlossen. Nach einer halben Stunde heißen Ganges über die holperigen Kiesel des steil abfallenden Weges kamen sie an die Klus, wo links der Bach jäh in schwindelnde Schluchten abstürzt und rechts oben die krächzenden Dohlen dem Wanderer einen Steinregen von den Felsen herabsenden; jenseits der Klus gelangten sie auf die grüne freie Terrasse über den waldigen, mit zahlreichen Dörfern weiß und rot gerupften Hügelzug. Unten in

der Ebene ruhte eine geographische Landkarte, von Düften und Dünsten verschleiert; zur Linken, auf dem obersten Hügel, im nächsten Dorf, leuchteten über den roten Dächern Fahnen und Wimpel; oberhalb der Häuser auf einer freien Matte grumselte viel schwarzes Volk um einen buntbebänderten Mastbaum; von allen Seiten krochen auf den blendenden Pfaden die Leute herbei, wie Ameisen nach ihrem Haufen. Das mußte Niedertann, der Festort, sein.

Ein altes, mit einer weithin blitzenden Trommel behangenes Männchen, welches eben aus der Klus herabhumpelte, bestätigte die Vermutung und bot sich den Fremden als Gesellschafter an, da er ebenfalls zum Kässtechen müsse. Er sei halt, wie die Herren ja sähen, der Tambour, und ohne Tambour, das wüßten ja die Herren gewiß besser als er, wäre ein Kässtechen kein Kässtechen. Nicht als ob ers zu seiner Freude täte, denn von Rotenstein bis Niedertann brauche einer drei Stunden hin und drei Stunden wieder zurück – früher freilich hätte ers in zwei gemacht –, und ein bißchen Ruh am Sonntag hätte ihm auch wohlgetan nach dem Holzhauen am Werktag; aber Frau und Kinder wollten halt essen, und in diesen Zeiten müsse jeder luegen, wo er einen Batzen verdiene; da dürfe man nicht den Kostverächter machen. Nach dieser Rede kehrte er sich nach der Klus um und erließ einen Mahnruf. Ein schüchternes, abgearbeitetes Weiblein mit zwei frischen, jugendmutigen Bübchen sputete sich herbei. «Das sind meine», erläuterte der Tambour, «die müssen halt auch mit, die Trommel ist schwer zu tragen, so den Berg hinab und hinauf, drei Stunden lang; und nachts spät, auf dem Heimweg, sehen halt meine alten Augen auch gerade nicht mehr zum besten. Vielleicht, wer weiß, es gibt trotz allem auch heutzutage noch gute Leute auf der Welt, daß ihnen beim Feste vielleicht, man kann ja nicht wissen, einer ein Schlückchen oder einen Bissen schenkt; es könnte ihnen nichts schaden.» Hierauf fing er an seine Lebensgeschichte zu er-

zählen; wie er in Neapel als Tambour gedient und daheim in seinen alten Tagen noch geheiratet habe. Es gehe wohl böß, aber die Frau sei recht, und über die Buben habe er auch nicht zu klagen, und schließlich, wenn er nur daheim sei, in seinem eigenen Lande bei seinen Leuten, und nicht mehr in der Fremde herumzuziehen brauche, so sei er schon zufrieden. «Komm, Franzi, jetzt darfst du die Trommel ein wenig tragen.» Franzi kroch in das Bandelier und blickte glücklich, vor Stolz und vor Schüchternheit errötend, über das Tal, als wenn alle Dörfer bis in die Ebene hinunter vor dem Ereignisse die Hände zusammenschlugen. Die Trommel aber baumelte ihm unter den Knien bis an den Boden. Vor dem Dorfe erfolgte eine herzliche Trennung, und zwei Silberstücke, von den Fremden dem wackeren Tambour in die Hand gedrückt, weckten schöne Glückssterne in acht guten, dankbaren Augen.

Um vier Uhr nahm das Kässtechen seinen Anfang. Zwei Seile, zur Linken und zur Rechten des Festplatzes gespannt, begrenzten das Spielfeld; am Ziel, auf mannshohem Holzgestell, machte sich ein gelber Riesenkäse von einem Meter Durchmesser zwischen Lorbeer wichtig. Einer um den anderen der Jungmannschaft betrat mit fest verbundenen Augen und gezücktem Taschenmesser den seilumfriedeten Rasen hinter dem alten, kniesteifen Tambour, welcher die Aufgabe hatte, mit unablässigem Wirbeln das orientierende Gemurmel der Zuschauer zu übertäuben und den Käsekandidaten durch allmähliches Seitwärtsvoranschreiten irrezuführen, links oder rechts an eines der Seile, oder noch besser im Kreise herum und dann rückwärts, den Rain hinunter, dem Tale zu. Wer an ein Seil stieß oder über die Anfangsgrenze hinaus geriet, mußte die Werbung aufgeben; glückte es dagegen einem, trotz Binde und Tambour den Käse mit dem Messer zu treffen, so erhielt er den Käse samt dem Lorbeer.

Das erste Dutzend der Bewerber tappte links und rechts an den Seilen herum, zum höchlichen Ergötzen der Zuschauer; gelang es

dem Tambour gar, einen der Burschen im Zirkel herumzuführen wie einen Tanzbären, so erhob sich ein unbändiges Beifallsjauchzen. Der Verlierende aber schnitt unfehlbar, nachdem man ihm die Binde abgenommen, ein griesgrämiges Gesicht, schoß wütende Blicke nach dem Tambour, fluchte etwas zwischen den Zähnen und drückte sich grollend aus dem Haufen. Endlich glückte es doch einem, den Käse zu stechen. Der setzte sich den Lorbeer kühn auf den Hinterkopf, etwas schief, damit es trotziger aussehe, umarmte den Käse und begab sich mit demselben triumphierend zum Bankett, von wo allsogleich Johlen und Gläserklingen erscholl. Inzwischen war ein neuer Preis aufgestellt worden, und das alte Spiel begann von vorne, ohne Aufenthalt und ohne andere Abwechslung, als daß die Reihen der hinter den Seilen stehenden Zuschauer sich allmählich lichteten, die Bänke der Wirtschaft dagegen sich bis zum Brechen füllten. Und mit jeder halben Stunde erklang der Gesang um die Flaschen lärmender und das tausendstimmige Gemurmel weinseliger.

Professor Stark sog das alles ordentlich ein mit gierigen Augen. Die sehnigen Arme und Beine der Burschen, das Kichern der Mädchen, die lauten Teilnahmsäußerungen der Zuschauer, das herausfordernde Jauchzen der Sieger und die heftigen Verwünschungen der Verlierenden, ja sogar die Ellenbogenpuffe, die er gelegentlich im Gedränge von den schweißstriefenden Aufwärttern und Kellnerinnen erhielt, waren seinem Herzen lauter Lab-sal. «Sehen Sie, Herr Neukomm», flüsterte er begeistert, indem er mit schwärmerischen Blicken die farbige Szene überflog, «sehen Sie, das ist Poesie.» Neukomm erwiderte nichts; als aber das Festgetümmel überhandnahm, mahnte er zur Heimkehr.

Der Abend nahm seinen gewohnten herrlichen Verlauf: erst schwarze Schatten, von den Felsen quer über die leuchtende Talsohle geworfen; dann eine allmähliche Dunkelfarbigkeit des ganzen Gebirges, während oben die Zacken der Fluhe zinnober-

## Das Kässtechen

rot funkelten; darauf ein zarter Nebel, die Farben löschend, und in der Ferne ein Alpenglühen; endlich schwarze Nacht mit balsamischen Düften und sternbesätem Himmel und dicht unter dem Himmel auf den Alpenweiden das Glockenklinglein unsichtbarer Herden. In später Nacht erscholl plötzlich ein verworrener Lärm von aufgeregten, entsetzten und jammernden Stimmen in dem stillen, einsamen Kurhause. Die beiden Gäste, aus dem Schlafe aufgeschreckt, warfen sich hastig in die Kleider und eilten die Treppen hinunter. «Die Festknaben haben den Tambour gestochen», hieß es.

Dort lag er im Speisesaal, wimmernd und ächzend, aus mehreren Wunden blutend. Neben ihm stand seine Frau, schüchtern und verlegen, ohne Entrüstung noch Klage, als verstände sich der neue Kummer von selber zu dem alten. Der Franzi hing an seiner Trommel und schaute von ferne verwundert zu.

Da faßte Neukomm den Professor mit feindlichem Griff am Arme, und auf den blutigen Tambour deutend sprach er mit bebender Stimme: «Sehen Sie, Herr Professor, das ist Poesie.» Und drohender und lauter fügte er hinzu: «Eine gesunde Poesie nimmt nicht für die rohe Gewalt Partei, sie weiht ihre heilige Sympathie den Unglücklichen und Mißhandelten!»

---



# Ei Ole

## Erstdruck Sonntagsblatt des Bund, Bern, 19.6.1887

Die drei Erzählungen finden  
sich auch in:

Carl Spitteler: *Gesammelte Werke*.  
Hg. im Auftrag der Schweizerischen  
Eidgenossenschaft von Gottfried  
Bohnenblust, Wilhelm Altwegg und  
Robert Faesi.

Bd. 5: *Kleinere Erzählungen*.  
Hg. von Max Wehrli. Zürich:  
Artemis 1945, S. 19-31;  
S. 183-190; S. 255-267.

---

Das Floß war bereit, die Hütte am Steuer mit Pelzen, Brennholz und gedörrten Fischen für ein halbes Jahrzehnt ausgerüstet, und die beiden Flößer stiegen einer nach dem andern mit schweren Tritten, daß das Wasser durch die Fugen plätscherte, auf die stattlichen Stämme. Am Ufer vor dem Häuschen stand die kleine Familie: der alte Rakka, neben ihm Mutter Muora und an ihrem Rockzipfel die kleine Rethi, mit offenem Munde die abreisenden Brüder anstarrend.

Jetzt erschien auch der fremde Agent, der in dem Häuschen seine Brille verlegt hatte, und las zum dritten Male den Kontrakt vor, zuerst in schwedischer, dann in finnischer Sprache: »Die Gebrüder Ingen und Kompanie, Holzhändler in Stockholm, kaufen hiemit durch ihren Agenten Gustav Lindequist aus Åbo zweihundert Stück junges, sauberes Tannenholz, zwanzig Fuß lang und neun Zoll dick, um sechzig finnische Mark von Ruppuri Rakka zu Rüttelä, Kreis Kuopio in Finnland, zahlbar in Stockholm am Tage der Ankunft des Floßes an die Söhne des obgenannten Ruppuri Rakka, Heikki und Rizzi Rakka.

Gezeichnet: «Für die Gebrüder Ingen und Kompanie Gustav Lindequist. – Ruppuri Rakka.»

«Hyvä»\* murmelte der Alte, als die Lesung zu Ende war. Darauf schob der Agent den Vertrag sorgfältig in eine lederne Mappe, band dieselbe mit Schnüren vierfach zu, zweimal übers Kreuz und zweimal über die Winkel, und überreichte das Ganze dem ältern der beiden Flößer.

Der wischte erst die Hände an seinem grauen Kittel ab, dann nahm er das wichtige Stück feierlich entgegen, um es in der Hütte zwischen den Heringen und dem «Knäckebröd» zu vergraben.

Damit war man reisefertig. Aber es schien allen, als ob jemand von ihnen noch etwas sagen wollte. Da indessen keiner den andern den Mund auftun sah, nahmen die Männer die Ledermütze

\* Gut

vom Kopf, drehten sie zwischen den Fingern und beteten, während Muora die Stirn der kleinen Rethi umspannte. «Far väl», rief der Agent, sobald das Floß sich bewegte. Die Flößer lehnten sich über die Ruder und arbeiteten eifriger als nötig war, die übrigen blieben unbeweglich am Ufer stehen, der Alte mit der Mütze in den Händen und Muora den Kopf der kleinen Rethi an sich drückend.

Eine halbe Stunde währte es, bis die stämmigen jungen Burschen das Fahrzeug um die nächste Ecke gebracht, dann ließen sie die Ruder fahren und wischten sich die Stirn. «Ei ole Rüttelää»\*\*, sagte der Ältere ruhig; hierauf schritt er bedächtig zu einer Kiste, zog einen Streifen Tabak hervor und zerschnitt ihn mit dem Gürtelmesser. «Hyvä», sagte er nachdrücklich und nötigte dem Bruder die Hälfte in die Hand. Nachdem er endlich noch die Angelschnur hinten an den Pflock befestigt, legten sich beide zum Rauchen nieder und ließen das Floß von der Strömung des Sees langsam dahintreiben, nahe dem Ufer, um nicht den Dampfschiffen in den Weg zu geraten. Nur wenn das Fahrzeug zu hart an die Felsen oder zu tief in den See hinein takelte, rutschte der eine oder der andere gemächlich nach dem Steuer, damit er demselben eine bessere Wendung gebe.

In der zweiten Woche gewahrten sie eine Stadt auf einem Berge und über der Stadt noch einen Berg und auf dem obern Berg einen See. Heikki nahm die Pfeife aus dem Munde: «Kuopio». «Hyvä Kuopio»\*\*\*, antwortete Rizzi.

Darauf kam der Johannistag und nach dem Johannistag die Johannisnacht. An den Vorgebirgen standen steile Holzburgen aufgerichtet, und mit Sonnenuntergang, kurz vor Mitternacht, flammten von allen Hügeln die Feuer gegen den tageshellen Himmel hinan. Wilde, ungeschlachte Gesänge schlugen herüber, wenn

\*\* Rüttelää ist nicht mehr

\*\*\* Kuopio ist schön

die Schiffer sich einem Dorfe näherten, und ab und zu konnten sie die Worte «Kukkuu, Kukkuu» unterscheiden. Da begannen die Augen der beiden Rakka zu spielen.

Heftig schoben sie einige Armvoll Brennholz übereinander, und kaum züngelte die rote Flamme aus dem Rauch empor, so sprangen sie wie besessen darum und herüber und hinüber, in einem fort singend, so laut sie konnten:

«Kultani kukkuu, kaukana kukkuu,  
Saimaan rannalla ruikuttaa;  
Ei ole ruuhta rannalla,  
Joka minun kultani kannattaa.»\*

Wie die Feuerwehrmänner von Kuopio stampften und grölten sie um die Flamme, bis daß gegen ein Uhr die Morgensonne strahlend vom Himmel schien. Da legten sie sich wieder rauchen und sprachen während fünf Tagen kein Wort nicht.

Sie glitten von Seen in Kanäle und von Kanälen in Seen, dann fingen die Septemberstürme an zu blasen, welche sie wochenlang ans Ufer zwangen, endlich froren sie ein. Jetzt mauerten sie die Hütte außen mit Schnee zu, inwendig heizten sie, wie Nordländer heizen, und wenn ihnen der Rauch die Augen biß, daß die Tränen herunterrieselten, dehnten sie sich vor Behagen. Ein Hamsterschlaf kürzte ihnen die Zeit, deren Maß bei der ewigen Sturmnacht ohnehin keinem zum Bewußtsein kam, und die Vorräte wurden ob diesem schlummernden Dasein kaum angegriffen.

Eines Nachts, zwischen den dumpfen Schüssen des Sturmes und dem kläglichen Geheul der Wölfe, sangen aus der Ferne die Kirchenglocken. Von links eine, von rechts eine und endlich von

\* Mein Liebchen ruft, von ferne ruft es,  
Am Strand des Saimaasees wimmert es;  
Kein Kahn ist am Ufer,  
Um mein Liebchen herüberzuführen.

Anmerkung des Herausgebers

allen Seiten zusammen, lang anhaltenden, zitternden Gesanges, wie nur europäische Glocken singen können. «Joulu»\*\*, murmelte Heikki. Hierauf schlich er leise auf den Absätzen zwischen den Kisten herum, ängstlich den schlummernden Rizzi beobachtend, ob er nicht aufwache, suchte an Fetzen und Lappen das Bunte zusammen, stülpte ein Hemd über den Kopf und steckte die Arme in zwei Stiefel. Nachdem er diese Vorbereitungen beendet, überfiel er den Schlafenden mit einem markerschütternden Gebüll. Der griff mit entsetzten Gebärden an sein Gürtelmesser, da er nichts anderes erwartete, als einen Bären zu erblicken. Plötzlich jedoch sprangen ihm zwei Tränen über die Backen. Er hatte begriffen: es war das Weihnachtskind. Nun legte sich Rizzi seinerseits auf den Schragen, und so dauerten die Überraschungen abwechslungsweise fort, solange die Glocken summten. Als aber die letzte Glocke verklang, tauschten sie ihren Tabak und ihr Feuerzeug. Das war das Geschenk zum neuen Jahr.

Im andern Sommer, nachdem das Eis aufgetaut, gelangten sie ins Meer. Dort schlüpfen sie zwischen den Schären so friedlich und still hindurch, als ob das Meer ein finnischer See wäre. Eines Tages aber trugen die Schären Häuser und die Klippen Kanonen. Gegenüber auf dem festen Lande sahen sie eine schokoladebraune Kirche, mit schneeweißen Zwiebdächern überzuckert. Heikki nahm die Pfeife aus dem Mund: «Helsinki.» Und Rizzi antwortete: «Hyvä Helsinki.» Ein Boot kam herangefahren mit zwei grünen Soldaten darin, welche auf das Floß stiegen und in fremder Sprache grimmig gegen die Flößer schrien. «En ymmärrä»\*\*\*, erwiderte Heikki. Die Soldaten taten noch ungebärdiger und schrien noch lauter. Heikki erwiderte noch dreimal «En ymmärrä», jedesmal mit abnehmender Stimme, dann schwieg er endgültig still. Schließlich zuckten die Grünen die Schultern und wackelten mit

\*\* Weihnacht

\*\*\* Ich verstehe nicht

dem Boote heim.

Die Schären hatten nun wieder keine Häuser, sondern Tannenbäume, Felsen und Wasserfälle.

Eines warmen Tages, als die Sonne untergegangen war und das Abendrot Hand in Hand mit dem Morgenrot über das lichte, kaum dämmernde Meer wanderte, hörten sie in einer Bucht ein Plätschern und Schwallen, untermischt mit rauhen, gurgelnden Lauten. «Veden koira»\*, flüsterte Heikki und legte den Finger an die Lippen. Dann ruderte er so sachte als möglich darauf los und lauerte mit vorgebeugtem Nacken. Plötzlich drehte er sich um und verzog seinen Mund zu einem breiten Behagen, während sein ganzes Gesicht leuchtete. «Tyttö»\*\*, grinste er. Und beide begrüßten das Wort mit einem lautschallenden Gelächter. Die erschrockene «Tyttö» wollte zuerst aus dem Wasser flüchten. Kaum gewahrte sie aber die friedlichen, gutmütigen Landsmannsgesichter, so kehrte sie getrost um, stimmte in das Gelächter ein und klammerte sich, mit den Armen übergreifend, ans Floß, indem sie bis an den Hals untertauchte, so daß ihre langen, krausen Flachshaare sternenförmig auf den Wellen schwammen wie eine Wasserblume. Darauf wickelte sich ein lebhaftes, überstürztes Gespräch zwischen ihr und Rizzi ab, und bald waren sie soweit vertraut, daß die «Tyttö» ihren Namen nannte: Maarian. Dabei zeigte sie auf ihre Heimat, mit dem Arm nach dem Dorfe auf dem Hügel deutend. Zur größern Gemütlichkeit streckte sich Rizzi der Länge nach nieder, die Ellbogen aufgestemmt, das Kinn in den Händen, die qualmende Pfeife im Mund. So rauchte er der Maarian in die Augen. Inzwischen war der Ältere bedacht, das Floß mit dem Ruder stillezuhalten, damit die Freundschaft keine Unterbrechung erleide. Als er jedoch allmählich Anstalten machte, das Fahrzeug verstohlen an einen Baum festzubinden, warf sich Maarian rückwärts fliehend ins Wasser, wobei sie statt des Abschiedes den schmauchenden

\* Ein Seehund

\*\* Ein Mädchen

Rizzi mit einer großen Welle übergoß, daß ihm der Sturzregen bachweise aus den Haaren über die Augen flutete. Durch das Wasser verblendet, hörte er noch ein Gelächter, dann ein wildes Wasserwogen und endlich ein Platschen und Triefen, wie wenn ein Eisbär mit breiten Sohlen ans Land steigt. Als er wieder klar sehen konnte, war Maarian verschwunden. «Ei ole Tyttö»<sup>\*\*\*</sup>, spottete Heikki. «Hyvä tyttö», entgegnete Rizzi, während er dem Bruder gutmütig lachend seine durchweichten Kleider und seine ausgelöschte Pfeife wies. Und die folgenden Tage, sooft die Pfeife des Rizzi nicht gleich brennen wollte, schmunzelte der Bruder spöttisch: «Tyttö.»

Dann stürmte wieder der Regen, später der Schnee, und sie froren zum andernmal ein. Dieses Mal jedoch begab sich der Ältere öfters ans Land, wo er mitunter tagelang verweilte. Wenn er dann heimkehrte, fertigte er mit großem Eifer die neue Hütte zurecht, an welcher er seit dem Herbst gearbeitet. Endlich, am Weihnachtsabend, erschien er mit zwei fremden «Tyttö» und einem «Herrapappi»<sup>\*\*\*\*</sup>. Bei ihrem Anblick wurde Rizzi dunkelrot vor Zorn. «I»<sup>\*\*\*\*\*</sup>, schrie er, darauf zog er sich an das äußerste Ende des Floßes zurück, den Ankommenden den Rücken kehrend. Heikki stieß die eine der «Tyttö» von hinten an den Bruder heran und suchte denselben mit unartikulierten Lauten zur Annahme zu bewegen. «I», wiederholte Rizzi, und dabei blieb es. Der «Herrapappi» machte der Werbung mit vernünftigen Zuspruch ein Ende, und die verschmähte «Tyttö» schlich traurig ans Land. Heikki jedoch ließ sich mit der andern «Tyttö» vom «Herrapappi» einsegnen. Darauf erhielt der «Herrapappi» für seine Arbeit einen geräucherten Lachs zum Geschenk, den er in den rechten Stiefel steckte. Heikki aber zog mit Lussika, seiner jungen Frau, in die neue Hütte ein.

<sup>\*\*\*</sup> Das Mädchen ist nicht mehr

<sup>\*\*\*\*</sup> Pfarrer

<sup>\*\*\*\*\*</sup> Nein

Im dritten Sommer sahen sie viele hundert Schiffe aneinandergepökelt, alle so groß wie der «Pyhä vuori»<sup>\*</sup>, mit Stangen darauf, so hoch wie der Kirchturm von Kuopio. Hinter den Schiffen lag eine unglaubliche Zahl von Städten auf Inseln und Bergen herumgestreut. Heikki nahm die Pfeife aus dem Mund: «Tukholma»<sup>\*\*</sup>, und Rizzi antwortete: «Hyvä Tukholma». Als aber Lussika den Kopf aus der Hütte steckte, um «Tukholma» zu betrachten, schrie Heikki mit zorniger Stimme: «Perkele»<sup>\*\*\*</sup>, und sogleich verschwand der Kopf wieder. Zwei blaue Soldaten kamen in einem Boot dahergewackelt, stiegen auf das Floß und schwatzten in fremder Sprache freundlich, aber schnell wie Mühleräder auf die Flößer ein. «En ymmärrä»<sup>\*\*\*\*</sup>, entgegnete Heikki dreimal; nach dem dritten Mal schwieg er still. Da fingen die Blauen endlich an zu lachen und zogen wieder heim. Die Flößer aber steuerten nach der Seite, wo sie die Holzstämme in langen Gassen haushoch am Ufer aufgerichtet sahen, bis ihnen die vorliegenden Barken den Weg versperrten und die Wellen allmählich ihr Fahrzeug unbeweglich einkeilten. Jetzt kramten sie die Mappe aus den Heringen hervor, zerschnitten die Schnüre mit dem Messer, schälten den Vertrag heraus und stellten sich vorn an das Floß, jeder zwei Zipfel des Papiers mit den Händen festhaltend, damit dasselbe ja nicht ins Wasser gleite. Eine Stunde lang standen sie geduldig da, ab und zu von einem jähen Wellenstoß geschüttelt, wenn nebenbei eine Barke plötzlich geladen oder entladen wurde oder wenn sich ein Fahrzeug aus der allgemeinen Umarmung löste. Einmal wurden sie von einem harten Rucke nach verschiedenen Richtungen geschleudert, wobei das Papier, trotz seiner ehrwürdigen Dicke, tief einriß. Dadurch belehrt trafen sie die Vorkehrung, den Vertrag abwechslungsweise

<sup>\*</sup> Ein Berg in Finnland

<sup>\*\*</sup> Stockholm

<sup>\*\*\*</sup> Der Teufel

<sup>\*\*\*\*</sup> Ich verstehe nicht

zu halten, doch so, daß der Müßigstehende die Hände des andern scharf überwachte. In der zweiten Stunde kroch ein dicker Mann im grauen finnischen Kittel über eine Barke bedächtig zu ihnen herunter und fragte in ihrer Landessprache, was sie beehrten. Der Mann trug einen weißen Sichelbart, und seine Stimme klang rau und polternd wie die Stimmen in Kuopio. Statt der Antwort gaben sie ihm den Vertrag. Den steckte er einfach in die Tasche und kletterte mit ihm über die Barken nach dem Ufer. Zwei Stunden lang sahen sie nichts mehr von ihm. In der dritten Stunde jedoch kam jener zurück, begleitet von einem vornehmen Herrn und einem blauen Soldaten. Die beiden letzten blieben auf dem Verdeck der Barke stehen, der Alte dagegen kroch wieder auf das Floß herunter, um den Flößern Bescheid zu geben, welche jetzt angesichts des vornehmen Herrn ihre Mütze höflich in die Hand nahmen, ohne sich übrigens im mindesten zu verbeugen. «Ei ole Ingen»\*\*\*\*, erklärte der Alte und gab ihnen das Papier zurück; zum Beweise zeigte er auf eine Randbemerkung, mit lauter Stimme vorlesend: «Ei ole Ingen» und auf schwedisch «Ingen finds inte». «Finds inte», bestätigte der vornehme Herr von der Barke herunter. Inzwischen buchstabierten die beiden Rakka, welche besser zu lesen als zu sprechen verstanden, die Bemerkung nach, und als die Schrift zu den Worten stimmte, nickten sie, und einer nach dem andern erklärte: «Hyvä.» Die Fremden verzogen sich nach einigen mitleidigen Bemerkungen. An ihre Stelle traten mehrere Händler, welche allerlei Angebote machten und mit heftigen Gebärden einander überschrien. Scheuen Blickes hörten die Flößer zu; als jedoch der Haufe beständig wuchs und der Lärm immer stärker wurde, sagten sie plötzlich: «I!» und setzten sich auf den Boden, ohne sich mehr um die Reden zu kümmern, die ihnen entgegenflogen. Den andern Morgen aber stießen sie das Floß wieder ins Meer. Bei diesem Anlaß bekam Lussika, wel-

\*\*\*\* Ingen gibt es nicht

che hartnäckig aussteigen wollte, um in «Tukholma» etwas Unnützes zu kaufen, so viele «Perkele» zu hören, daß sie sich monatelang nicht mehr muckste.

Nicht lange nachher, im zweiten Monat ihrer Heimfahrt, es mochte Ende September sein, die Nächte wurden schon länger, weckte Heikki den Bruder früh am Morgen und schaute ihn pfißigen Blickes an, mit den Ohren zuckend. Rizzi richtete sich auf und lauschte. Das Wimmern eines Kindes zitterte aus der andern Wohnung herüber. «Yksi»\*, erklärte der Vater. Im folgenden Sommer meldete er: «kaksi»\*\*.

Zwischen den Schären von Helsinki, unweit der Stelle, wo sie die Maarian getroffen, bekamen sie nach vierjähriger Reise den ersten Streit. Heikki hatte eine kürzere Durchfahrt ausgespäht, Rizzi wollte durchaus nicht leiden, daß man die frühere Straße aufgebe. Die Köpfe wurden röter, die «Perkele» ließen immer mehr «r» hören, welche unheildrohend zwischen den Brüdern hin und her rollten, bis endlich Rizzi das Messer aus dem Gürtel zog. Da legte sich Lussika ins Mittel, und Heikki gab nach. So kamen sie denn wieder zu dem Badeplatz der Maarian. Hier begehrte Rizzi zu halten. Ein Büblein fischte am Ufer. «Missä Maarian?»\*\*\* fragte Rizzi. «En muista»\*\*\*\*, lautete die barsche Antwort. «Missä Maarian?» wiederholte Rizzi. «En muista», gab der andere nochmals zurück. «Missä Maarian?» wiederholte Rizzi zum drittenmal. Jetzt warf der Junge die Angel weg und eilte mit den bloßen Füßen schnurgerade über Gestrüpp und Stein durch den kärglichen Wald hinan zum Dorf. Bald darauf erschien er mit einigen Bauern. «Missä Maarian?» fragte Rizzi. «Ei ole Maarian», tönte es im Chor. Da fuhren sie mit dem Floß weiter. Am nächsten Johannis-

\* Eins

\*\* Zwei

\*\*\* Wo ist Maarian?

\*\*\*\* Ich erinnere mich nicht

tag aber weigerte sich Rizzi zu tanzen, und zu Joulu wollte er nicht das Weihnachtskind spielen.

An einem kalten Herbstmorgen, bei strömendem Regen, kamen sie gegen Rüttelä. Heikki nahm, sobald er das väterliche Häuschen erblickte, aus dessen Tür der Rauch in regellosen Wolken zwischen dem Regen in die Höhe zog, die Mütze in die Hand und stellte sich vorn hin. Lussika mit ihren vier Kindern hielt sich versteckt hinter der Hütte. Rizzi lehnte am Steuer. Das Plätschern des näherkommenden Floßes wurde endlich gehört, und der alte Rakka kam hastig, obschon mühsam, ans Ufer gehumpelt. Seine Freude verwandelte sich indessen beim Anblick der unverkauften Tannen jählings in ein zorniges «Perkele». «Ei ole Ingen», erklärte Heikki, den Vertrag überreichend. Danach stieß er ein rauhes Gurgeln aus der Kehle, und Lussika mit den Kindern kam zum Vorschein. Die Vorstellung war bündig und klar: Lussika, Ruppäri, Heikki, Rizzi, Ranzi. «Hyvä» antwortete der Alte. Aber Rizzi rührte sich noch immer nicht vom Steuer und blickte über die Maßen betrübt ins Wasser. Der Bruder glaubte ihn entschuldigen zu müssen. «Maarian» erklärte er dem Vater. «Missä Maarian?» fragte dieser. «Ei ole Maarian», entgegnete Heikki. Jetzt fiel es ihm auf, daß die Mutter nicht da war. «Missä Muora?» Der Alte zog seine runzlige Stirn hart zusammen: «Ei ole Muora.» Nach einer Weile fragte Heikki wieder: «Missä Rethi?» Da begann der Alte zu schluchzen: «Ei ole Rethi.»

In diesem Augenblick hörten sie einen schweren Körper hinter dem Floß ins Wasser fallen, und als sie sich umdrehten, war Rizzi verschwunden. Fürchterliche Töne ausstoßend eilten sie nach dem Steuer und fischten mit Stangen und Rudern in dem See herum. Nach einer Viertelstunde legte Heikki sein Ruder weg und ließ die Arme hängen. «Ei ole Rizzi» sagte er mit trüber Stimme. «Perrrkele» knirschte der Alte.

# Unser Schweizer Standpunkt

## Rede, gehalten vor der Neuen Helvetischen Gesellschaft, Gruppe Zürich, am 14.12.1914

Der Vortrag *Unser Schweizer Standpunkt* findet sich auch in:

Carl Spitteler: *Gesammelte Werke*.  
Hg. im Auftrag der Schweizerischen Eidgenossenschaft von Gottfried Bohnenblust, Wilhelm Altwegg und Robert Faesi.

Bd. 8: Hg. von Werner Lauber.  
Zürich: Artemis 1947, S. 577-594.

### « Meine Herren und Damen

So ungern als möglich trete ich aus meiner Einsamkeit in die Öffentlichkeit, um vor Ihnen über ein Thema zu sprechen, das mich scheinbar nichts angeht. Es würde mich auch in der Tat nichts angehen, wenn alles so wäre, wie es sein sollte. Da es aber nicht der Fall ist, erfülle ich meine Bürgerpflicht, indem ich versuche, ob vielleicht das Wort eines bescheidenen Privatmannes dazu beitragen kann, einem unerquicklichen und nicht unbedenklichen Zustand entgegenzuwirken. Wir haben es dazu kommen lassen, dass anlässlich des Krieges zwischen dem deutschsprechenden und dem französischsprachigen Landesteil ein Stimmungsgesetz entstanden ist. Diesen Gegensatz leicht zu nehmen, gelingt mir nicht. Es tröstet mich nicht, dass man mir sagt: «Im Kriegsfall würden wir trotzdem wie ein Mann zusammenstehen.» Das Wörtchen «trotzdem» ist ein schlechtes Bindewort. Sollen wir vielleicht einen Krieg herbeiwün-

schen, um unserer Zusammengehörigkeit deutlicher bewusst zu werden? Das wäre ein etwas teures Lehrgeld. Wir können es billiger haben. Und schöner und schmerzloser. Ich kann jedenfalls in einer Entfremdung nichts Erspriessliches erblicken, vielmehr das Gegenteil. Oder wollen wir, wie das etwa Ausländer tun, die Stimmungsausserungen unserer anderssprachigen Eidgenossen einfach ausser acht lassen, weil sie in der Minorität sind? «Abgesehen von dem Bruchteil der französischen Schweiz, die ganz in französischem Fahrwasser schwimmt ...» In der Schweiz sehen wir von niemandem ab. Wäre die Minorität noch zehnmal minder, so würde sie uns dennoch wichtig wägen. Es gibt in der Schweiz auch keine Bruchteile. Dass aber die französische Schweiz «ganz in französischem Fahrwasser» schwimme, ist ein unverdienter Vorwurf. Sie schwimmt so gut wie die deutsche Schweiz in helvetischem Fahrwasser. Das hat sie oft genug mit aller Deutlichkeit bewiesen. Verbittet sie sich doch sogar den Namen «französische» Schweiz. Also,

ich glaube, wir sollen uns um das Verhältnis zu unsern französisch sprechenden Eidgenossen freilich kümmern, und das Missverhältnis soll uns bekümmern.

«Ja, was ist denn eigentlich vorgefallen?»

Nichts ist vorgefallen. Man hat sich einfach gehen lassen. Wenn aber zwei nach verschiedener Richtung sich gehen lassen, so kommen sie eben auseinander. Entschuldigung liegt vor. Sie heisst: Überraschung. Wie auf den übrigen Gebieten, so hat auch in unserm Gemüts- und Geistesleben die Plötzlichkeit des Kriegsausbruches gleich einer Bombe eingeschlagen. Die Vernunft verlor die Zügel, Sympathie und Antipathie gingen durch und liefen mit einem davon. Und der nachkeuchende Verstand mit seiner schwachen Stimme vermochte das Gefährte nicht aufzuhalten. Beobachte ich übrigens richtig, so ist der Verstand schliesslich doch angekommen. Wir sind jetzt, wie ich glaube und hoffe, in der Stimmung der Umkehr und Einkehr. Damit ist die Hauptsache gewonnen, das Schlimmste verhütet. Allein eine gewisse Meinungsver-

wirung, eine gewisse Ratlosigkeit und Richtungsverlegenheit ist noch vorhanden. Da hinein ein bisschen Ordnung zu stiften, ist die Aufgabe der Stunde, mithin auch meine Aufgabe.

Vor allem müssen wir uns klar machen, was wir wollen. Wollen wir oder wollen wir nicht ein schweizerischer Staat bleiben, der dem Auslande gegenüber eine politische Einheit darstellt? Wenn nein, wenn jeder sich dahin mag treiben lassen, wohin ihn seine Privatneigung schiebt und wohin er von aussen gezogen wird, dann habe ich Ihnen nichts zu sagen. Dann lasse mans meinetwegen laufen, wie es geht, und schlottert und lottert. Wenn aber ja, dann müssen wir inne werden, dass die Landesgrenzen auch für die politischen Gefühle Marklinien bedeuten. Alle, die jenseits der Landesgrenze wohnen, sind unsere Nachbarn, und bis auf weiteres liebe Nachbarn; alle, die diesseits wohnen, sind mehr als Nachbarn, nämlich unsere Brüder. Der Unterschied zwischen Nachbar und Bruder aber ist ein ungeheurer. Auch der beste Nachbar kann unter Umständen mit Kanonen auf uns

schiessen, während der Bruder in der Schlacht auf unserer Seite kämpft. Ein grösserer Unterschied lässt sich gar nicht denken.

Wir werden etwa freundschaftlich ermahnt, die politischen Grenzen nicht so stark mit dem Gefühl zu betonen. Wenn wir dieser Ermahnung nachgäben, so würde folgendes entstehen: Anstelle der überbrückten Grenzen nach aussen würden sich Grenzen innerhalb unseres Landes bilden, eine Kluft zwischen der Westschweiz und Südschweiz und der Ostschweiz. Ich denke, wir halten es lieber mit den bisherigen Grenzen. Nein, wir müssen uns bewusst werden, dass der politische Bruder uns nähersteht als der beste Nachbar und Rassenverwandte. Dieses Bewusstsein zu stärken, ist unsere patriotische Pflicht. Keine leichte Pflicht. Wir sollen einig fühlen, ohne einheitlich zu sein. Wir haben nicht dasselbe Blut, nicht dieselbe Sprache, wir haben kein die Gegensätze vermittelndes Fürstenhaus, nicht einmal eine eigentliche Hauptstadt. Das alles sind, darüber dürfen wir uns nicht täuschen, Elemente der

politischen Schwäche. Und nun suchen wir nach einem gemeinsamen Symbol, das die Elemente der Schwäche überwinde. Dieses Symbol besitzen wir glücklicherweise. Ich brauche es Ihnen nicht zu nennen: die eidgenössische Fahne. Es gilt also, näher als bisher um die eidgenössische Fahne zusammenzurücken und dementsprechend denen gegenüber, die zu einer andern Fahne schwören, auf die richtige Distanz abzurücken; konzentrisch zu fühlen statt exzentrisch.

Ohne Zweifel wäre es nun für uns Neutrale das einzig Richtige, nach allen Seiten hin die nämliche Distanz zu halten. Das ist ja auch die Meinung jedes Schweizers. Aber das ist leichter gesagt als getan. Unwillkürlich rücken wir nach einer Richtung näher zu dem Nachbarn, nach anderer Richtung weiter von ihm weg, als unsere Neutralität es erlaubt.

Den Westschweizern droht die Versuchung, sich zu nahe an Frankreich zu gesellen, bei uns ist es umgekehrt. Sowohl hier wie dort ist Mahnung, Warnung und Korrektur nötig. Die Korrektur



aber muss in jedem Landesteil von sich aus, von innen heraus geschehen. Wir dürfen nicht dem Bruder seine Fehler vorhalten; das führt nur dazu, dass er uns mit unsern Fehlern bedient, am liebsten mit Zinsen. Wir müssen es daher unsern welschen Eidgenossen vertrauensvoll anheimstellen, aus ihren eigenen Reihen die nötigen Ermahnungen laut werden zu lassen, und uns einzig mit uns selber befassen.

Das Distanzgewinnen ist für den Deutschschweizer ganz besonders schwierig. Noch enger als der Westschweizer mit Frankreich ist der Deutschschweizer mit Deutschland auf sämtlichen Kulturgebieten verbunden. Nehmen wir unter anderm die Kunst und Literatur. In wahrhaft grossherziger Weise hat Deutschland unsere Meister aufgenommen, ihnen den Lorbeer gezollt, ohne einen Schatten von Neid und Eifersucht, ja sogar diesen und jenen über die Heimischen erhoben. Unzählige Bande von geschäftlichen Wechselbeziehungen, von geistigem Einverständnis, von Freundschaft haben sich gebildet, ein schönes Eintrachtsverhältnis,

das uns während der langen Friedenszeit gänzlich vergessen liess, dass zwischen Deutschland und der deutschen Schweiz etwas wie eine Grenze steht.

Wollen Sie mich als Beispiel und Rebus annehmen? Ich glaube, mancher von Ihnen kann mir nachfühlen. Es gab in meinem Leben eine Periode, die Periode der edlen Jugendtorheiten, da ich über den Rhein nach dem unbekanntem, sagenhaften Deutschland sehnsüchtig wie nach einem Märchenlande hinüberblickte, wo die Träume sich verwirklichen, wo die Gestalten der Poesie verkörpert im hellen Sonnenschein herumwandeln: die edlen, treuherzigen Jünglinge der Romantiker, die sinnigen Jungfrauen des Volksliedes, wo die Leute im täglichen Leben ähnlich reden, wie unsere Klassiker schrieben, wo Berg und Tal, Hain und Quell uns mit Heimataugen grüssen. Das waren freilich naive, kindliche Vorstellungen. Aber heute, wo ich längst weder naiv noch kindlich mehr bin: heute blüht mir Sympathie und Zustimmung wie ein Frühling aus Deutschland entgegen, unabsehbar, unerschöpflich. Aus den

entferntesten Gauen erwachsen mir Freunde, zu Hunderten, zu Tausenden. Erscheine ich zur Seltenheit dort persönlich, so treffe ich auf gutartige, liebenswürdige, wohlwollende, zuvorkommende Menschen, deren Gefühls- und Ausdrucksweise ich unmittelbar verstehe. Scheide ich von ihnen, so nehme ich schöne Erinnerungen mit heim und hinterlasse meinen warmen Dank.

Meine französischen Freunde dagegen kann ich an den Fingern der linken Hand abzählen, ich brauche nicht einmal den Daumen dazu und den kleinen Finger auch nicht. Und die übrigen drei kann ich einbiegen. In Frankreich reise ich als ein einsamer Niemand, umgeben von kalter, misstrauischer Fremde.

«Nun also!» Ja, inwiefern «nun also»?

Meine politische Überzeugung meinen privaten, persönlichen Freundschaftsbeziehungen nachwerfen? Aus individuellen Beweggründen einer fremden Fahne, dem Symbol einer fremden Politik, mit offenen Armen jubelnd entgegenfliegen? Oder nimmt

etwa jemand daran Anstoss, dass ein Deutschschweizer die Fahne des deutschen Kaiserreiches eine fremde Fahne nennt?

Sagen Sie mir doch, warum stehen eigentlich unsere Truppen an der Grenze? Und warum stehen sie an allen Grenzen, auch an der deutschen? Offenbar, weil wir keinem einzigen unserer Nachbarn unter allen Umständen trauen. Warum aber trauen wir ihnen nicht? Und warum wird das Misstrauen von unsern Nachbarn nicht als beleidigend empfunden, sondern als berechtigt anerkannt? Deshalb, weil eingestandenermassen politische Staatsgebiete keine sentimental und keine moralischen Mächte sind, sondern Gewaltmächte. Nicht umsonst führen die Staaten mit Vorliebe ein Raubtier im Wappen. In der Tat lässt sich die ganze Weisheit der Weltgeschichte in einen einzigen Satz zusammenfassen: Jeder Staat raubt, soviel er kann. Punktum. Mit Verdauungspausen und Ohnmachtanfällen, welche man «Frieden» nennt. Die Lenker der Staaten aber handeln so, wie ein Vormund handeln würde, der

vor lauter Gewissenhaftigkeit alles und jedes für erlaubt hielte, was seinem Mündel Vorteil bringt, keine Freveltat ausgeschlossen. Und zwar je genialer ein Staatsmann, desto ruchloser. (Bitte, diesen Satz nicht umkehren.) Unter solchen Gewissensverhältnissen wäre Empfindlichkeit gegen Misstrauen allerdings übel angebracht.

Während nun andere Staaten sich durch Diplomatie, Übereinkommen und Bündnisse einigermassen vorsehen, geht uns der Schutz der Rückversicherung ab. Wir treiben ja keine hohe auswärtige Politik. Hoffentlich! Denn der Tag, an dem wir ein Bündnis abschliessen oder sonstwie mit dem Auslande Heimlichkeiten mächelten, wäre der Anfang vom Ende der Schweiz. Wir leben mithin politisch im Dunkeln, bestenfalls im Halbdunkel. In Kriegszeiten, wo wir Gefahr wittern, befinden wir uns in der Lage des Bauern, der im Walde ein Wildschwein grunzen hört, ohne zu wissen, kommt es, wann kommt es, und woher kommt es. Aus diesem Grunde stellen wir unsere Truppen rings um den ganzen Waldsaum. Und dass nur ja

niemand sich auf die Freundschaft verlasse, die zwischen uns und einem Nachbarvolke in Friedenszeiten waltet. Dergleichen kommt an den leitenden Stellen gar nicht in Betracht. Das sind Harmlosigkeiten des Zivil. Durch die militärische Disziplin haben heutzutage die Regierungen, zumal die mit den Scheinparlamenten, ihre Untertanen fest in der Hand, samt deren Köpfen und Herzen, und mit den eigenmächtigen Völkerverbrüderungen ist es aus. Oder können Sie sich ein Armeekorps vorstellen, das uns zuliebe den Gehorsam verweigerte: «Gegen die Schweizer marschieren wir nicht. Denn das sind Freunde.» Vor dem militärischen Kommandoruf und dem patriotischen Klang der Kriegstrompete verstummen alle andern Töne, auch die Stimme der Freundschaft.

Darum sage jetzt ich: «Nun also!»  
Damit meine ich:

Bei aller herzlichen Freundschaft, die uns im Privatleben mit Tausenden von deutschen Untertanen verbindet, bei aller Solidarität, die wir mit dem deutschen Geistesleben pietätvoll verspüren, bei aller Traulichkeit, die uns aus der

gemeinsamen Sprache heimatlich anmutet, dürfen wir dem politischen Deutschland, dem deutschen Kaiserreich gegenüber keine andere Stellung einnehmen als gegenüber jedem andern Staate: die Stellung der neutralen Zurückhaltung in freundnachbarlicher Distanz diesseits der Grenze.

Die nötige Zurückhaltung gegenüber dem deutschen Nachbar, die uns ohnehin schwer fällt, wird uns überdies noch durch mehr oder minder wohlmeinenden Zuspruch erschwert. Zunächst der bekannte Appell im Namen der Rassen-, Kultur- und Sprachverwandtschaft. Diese müsste ja, so wird uns bedeutet, von selber zur freudigen Parteinahme mit der deutschen Sache in diesem Kriege führen. Als ob es sich da um Philologie handelte! Als ob nicht sämtliche Kanonen aller Völker das nämliche greuliche Volapük redeten! Als ob nicht gerade dieser Krieg die Inferiorität aller Nationalverbände gegenüber dem Staatsverbände predigte! Als ob es eine ausgemachte Sache wäre, dass die Kulturwerte eines Volkes mit seiner politischen

Machtstellung steigen und fallen!

– Dann das gefährliche Zischeln einer bösen Versuchung, die uns im Namen der Freundschaft und des Dankes verführen möchte, etwas zu tun, was selbst die beste Freundschaft und der wärmste Dank zu tun weder verpflichtet noch erlaubt: auf unsere Begriffe von Wahr und Unwahr zu verzichten, jemand zuliebe unsere Überzeugungen von Recht und Unrecht zu fälschen. – Noch etwas Böses und Gefährliches: Der Parteinahme winkt unmässiger Lohn, der Unparteilichkeit drohen vernichtende Strafen. Mit elenden sechs Zeilen unbedingter Parteinahme kann sich heute jeder, der da mag, in Deutschland Ruhm, Ehre, Beliebtheit und andere schmackhafte Leckerbissen mühelos holen. Er braucht bloss hinzugehen, sich zu bücken und es aufzuheben. Mit einer einzigen Zeile kann einer seinen guten Ruf und sein Ansehen verwirken. Es braucht nicht einmal eine unbesonnene oder versehentliche Zeile zu sein. Ein mannhafter, wahrhaftiger Ausspruch tut denselben Dienst. Wir müssen uns eben die Tatsache vor

Augen halten, dass im Grunde kein Angehöriger einer kriegführenden Nation eine neutrale Gesinnung als berechtigt empfindet. Er kann das mit dem Verstande, wenn er ihn gewaltig anstrengt, aber er kann es nicht mit dem Herzen. Wir wirken auf ihn wie der Gleichgültige in einem Trauerhause. Nun sind wir zwar nicht gleichgültig. Ich rufe Ihrer aller Gefühle zu Zeugen an, dass wir nicht gleichgültig sind. Allein da wir uns nicht rühren, scheinen wir gleichgültig. Darum erregt schon unser blosses Dasein Anstoss. Anfänglich wirkt es unangenehm befremdend, allmählich die Ungeduld reizend, schliesslich widerwärtig, verletzend und beleidigend. Vollends ein nicht zustimmendes Wort! Ein unabhängiges Urteil! Der patriotisch Beteiligte ist ja von dem guten Recht seiner Sache heilig überzeugt und ebenso heilig von dem schurkischen Charakter der Feinde. Alles in ihm, was nicht schmerzt, was nicht hofft und bangt, was nicht weint und trauert, knirscht Empörung. Und nun kommt einer, der sich neutral nennt, und nimmt wahrhaftig für die Schurken Partei!

Denn ein gerechtes Urteil wird ja als Parteinahme für den Feind empfunden. Und kein Verdienst, kein Ansehen, kein Name schützt vor der Verdammnis. Im Gegenteil. Dann erst recht. Denn dann wird einem neben Untreue und Verrat noch Undank vorgeworfen. Wie im Felde nach den Offizieren, zielt man in den Schreibstuben nach den berühmten Leuten. Bald gibt es ihrer keinen mehr, der nicht schon verketzert und aus irgendeinem Tempel feierlich ausgeschlossen worden wäre. Man wird ganz konfus. Man weiss nicht mehr, gereicht man der Menschheit zur Zierde, oder gehört man zum Auswurf. Wie aber können wir so gefährlichen Drohungen begegnen? Wer schweigen darf, preise sich glücklich, dass ers darf, und schweige. Wer es nicht darf, der halte es mit dem Sprichwort: Tue, was du sollst, und kümmere dich nicht um die Folgen. Um unsere neutralen Seelen zu retten, kommen uns ferner Propagandaschriften ins Haus geflogen. Meist überlaut geschrieben, öfters im Kommandoton, mitunter geradezu furibund. Und je gelehrter, desto rabiater. Dergleichen verfehlt

das Ziel. Es wirkt wenig einladend, wenn man beim Lesen den Eindruck erhält, die Herren Verfasser möchten einen am liebsten aufessen. Haben denn die Herren die Fühlhörner verloren, dass sie nicht mehr spüren, wie man zu andern Völkern spricht und nicht spricht? Allen solchen Zumutungen gegenüber appellieren wir von dem wild gewordenen Freund an den normalen, friedlich-freundlichen, den wir nach Kriegsschluss wieder zu finden hoffen, wie überhaupt den gesamten frühern schönen, traulichen, unbefangenen Geistesverkehr.

Einer entgegengesetzten Versuchung hat sich unser Landesteil leider nicht genügend zu entziehen gewusst, einer unfreundlichen Gesinnung gegen Frankreich. Ich habe wiederholt aus dem Munde von Franzosen die schmerzlich überraschte Frage vernommen: «Was haben wir denn den Schweizern zuleide getan?» Wirklich, ich weiss nicht, was sie uns zuleide getan haben. Wissen Sies? Oder hätten wir einen vernünftigen Grund, Frankreich besonders zu misstrauen? Mehr zu misstrauen

als jedem andern Nachbarn? Ich kenne keinen. Es handelte sich auch bei der unfreundlichen Gesinnung keineswegs um vernünftige Gründe patriotischer Art, sondern um instinktive Gefühle. Die Äusserungen der instinktiven Gefühle aber waren mitunter so, dass ich in den ersten Wochen des August den Wunsch seufzte, es möchte neben den milden Feldpredigten einmal ein kräftiger politischer Redner unsern Leuten mit Russ und Salz die Grundsätze der Neutralität einprägen. Nun, das Pressebureau unseres Armee-stabes hat ja jetzt das Wort. Und da doch so viel von Verwandtschaft die Rede ist, sind wir denn mit den Franzosen nicht ebenfalls verwandt? Die Gemeinsamkeit der politischen Ideale, die Gleichheit der Staatsformen, die Ähnlichkeit der gesellschaftlichen Zustände, ist das nicht auch eine Verwandtschaft? Die Namen «Republik», «Demokratie», Freiheit, Duldsamkeit und so weiter, bedeuten diese einem Schweizer etwas Nebensächliches? Es gab eine Zeit – ich habe sie erlebt –, da galten diese Namen in Europa alles. Heute wer-

den sie nahezu als Null behandelt. Alles war zuviel. Null ist zuwenig. Jedenfalls verachten, nicht wahr? Wollen wir Schweizer deswegen die Franzosen nicht, weil ihnen die Kaiser, Könige und Kronprinzen gebrechen. Es sah nämlich fast ein bisschen danach aus.

Die richtige neutrale Einstellung zu den übrigen Staaten wäre für uns Deutschschweizer eigentlich leicht, da hier die Versuchungen zur Parteilichkeit wegfallen. Ja! Wenn wir nur immer auch als Schweizer fühlten und urteilten! Wenn wir nicht mit fremden Köpfen dächten und mit fremden Zungen sprächen! Wenn wir uns nicht unsere Meinung vom Auslande suggerieren liessen! Die tausend und abertausend geistigen Einflüsse, die tagtäglich von Deutschland her gleich einem segensreichen Nilstrom unsere Gauen befruchtend überschweben, sind in Kriegszeiten nur filtriert zu geniessen. Eine kriegerische Presse ist überhaupt keine erhebende Literatur. Wie Grosses auch sonst der patriotische Rausch zeitigen möge, auf das Sprachzentrum wirkt er entschieden ungünstig. Ist es

überhaupt unumgänglich nötig, die blutigen Wunden, die ein Krieg schlägt, noch mit Tinte zu vergiften? Jedenfalls hat, wer für sein Vaterland stirbt, die edlere Rolle als wer für sein Vaterland schimpft. Ich sage das nicht im Sinne eines Urteils und meine es durchaus nicht überlegen. Wir würden es ja im Kriegsfall nicht anders machen. Ich sage es bloss als Warnung. Die Feinde des Deutschen Reiches sind nicht zugleich unsere Feinde. Wir dürfen uns daher von dem gleichsprachigen Nachbarn, weil wir seine Zeitungen lesen, nicht seine kriegerischen Schlagworte und Tagesbefehle, seine patriotischen Sophismen, Urteilstkunststücke und Begriffsverrenkungen in unser Heft diktieren lassen. Und wir haben die Feinde des Deutschen Reiches, die nicht unsere Feinde sind, nicht nach der Maske zu beurteilen, die ihnen der Hass und der Zorn aufgesetzt, sondern nach ihrem wirklichen Gesicht. Mit andern Worten: Wir sind als Neutrale den übrigen Völkern die nämliche Gerechtigkeit des Urteils schuldig, die wir den Deutschen gewähren, deren Bild wir uns ja auch nicht in der fran-

zösischen Verzerrung aufnötigen lassen.

Werfen wir doch einmal auf die Feinde des Deutschen Reiches einen flüchtigen Blick aus dem eigenen Gesichtswinkel, ohne Brille.

Gegen die Engländer richten, wie Sie wissen, die Deutschen gegenwärtig einen ganz besondern Hass. Zu diesem ganz besondern Hass haben sie ganz besondere Gründe, die wir nicht haben. Im Gegenteil. Wir sind den Engländern zu ganz besonderem Dank verpflichtet. Denn mehr als einmal ist uns England in grosser Gefahr schützend beigestanden. England ist zwar nicht der einzige, aber der zuverlässigste Freund der Schweiz. Und wenn man mir entgegenhält: «Eitel Egoismus!», so bitte ich um mehr solcher Egoisten, die uns in der Not beistehen. Da täte verstärkter Geschichtsunterricht gut. Es muss ja nicht immer nur Sempach oder Morgarten sein, der Sonderbundskrieg und der Neuenburgerhandel gehören ebenfalls zur Schweizer Geschichte. Einstweilen erachte ich es für eine der nächsten Aufgaben der Schweizer Presse,

mit dem aufgelesenen Gerede von Englands Hinterlist, das unser Volk durchseucht, endlich aufzuräumen. Für Italien im Gegenteil fliesst drüben vorderhand lauter Milch und Honig. Falls etwa eines Frühlingstages die Milch plötzlich sauer werden sollte, brauchen wir dann nicht mitzugären. Wir führen mit Italien ein eigenes Konto. Bis dato lautet die Bilanz erfreulich. Von Frankreich haben wir bereits gesprochen. Kann ein westeuropäischer Christenmensch seiner Bildung nicht froh werden, ohne vor Russland einen Kulturschauder zu bekunden? Ich will mich nicht auf meine eigenen Beobachtungen berufen, der ich doch acht Jahre lang in Russland gelebt habe. Ich verweise auf das Zeugnis der Deutschen. Mit denselben Russen, die uns heute so asiatisch geschildert werden, die teuflischen Kosaken inbegriffen, hat ja Preussen nahezu ein Jahrhundert lang in minniglichem Ehebudde geschwelgt. Und wenn das Bündnis morgen wieder erhältlich wäre ... Und dann verglichen mit den Türken und Bulgaren, den Kroaten, Slowaken und so weiter!

Von dem Wert und von der Lebensberechtigung kleiner Nationen und Staaten haben wir Schweizer bekanntlich andere Begriffe. Für uns sind die Serben keine «Bande», sondern ein Volk. Und zwar ein so lebensberechtigtes und achtungswürdiges Volk wie irgendein anderes. Die Serben haben eine ruhmvolle, heroische Vergangenheit. Ihre Volkspoesie ist an Schönheit jeder andern ebenbürtig, ihre Heldenpoesie sogar überbürtig. Denn so herrliche epische Gesänge wie die serbischen hat seit Homers Zeiten keine andere Nation hervorgebracht. Unsere Schweizer Ärzte und Krankenwärter, die aus dem Balkankriege zurückkehrten, haben uns von den Serben im Tone der Sympathie und des Lobes erzählt. Aus solchen Zeugnissen haben wir uns unsere Meinung zu bilden, nicht aus der in Leidenschaft befangenen Kriegspresse.

Belgien geht uns Schweizer an sich nichts, dagegen durch sein Schicksal ausserordentlich viel an. Dass Belgien Unrecht widerfahren ist, hat der Täter ursprünglich freimütig zugestanden. Nachträglich, um weisser auszusehen, schwärzte

Kain den Abel. Ich halte den Dokumentenfischzug in den Taschen des zuckenden Opfers für einen seelischen Stilfehler. Das Opfer erwürden war reichlich genug. Es noch verlästern ist zuviel. Ein Schweizer aber, der die Verlästerung der unglücklichen Belgier mitmachte, würde neben einer Schamlosigkeit eine Gedankenlosigkeit begehen. Denn genauso werden auch gegen uns Schuldbeweiseln zum Vorschein kriechen, wenn man uns einmal ans Leben will. Zur Kriegsmunition zählt eben leider auch der Geifer.

Was endlich die Mitentrüstung über die düstern Hilfsvölker betrifft: Im Duell allerdings unterscheiden wir fair und unfair. Allein ein Krieg ist nicht eine militärische Mensur, wie etwa höhere Berufsoffiziere geneigt sind zu glauben, sondern ein bitterer Kampf um das Leben einer Nation. Wo es sich aber um Tod und Leben handelt, wird von jedermann jeder Helfer willkommen geheissen, ohne Ansehen der Person und der Haut. Wenn ein Einbrecher Sie mit dem Messer bedroht, so rufen Sie unbedenklich Ihren Haushund zu Hilfe.

Und wenn Ihnen der Einbrecher adelig kommen wollte: «Schämen Sie sich nicht, ein unvernünftiges, vierfüssiges Tier gegen einen Mitmenschen zu benützen?», so würden Sie ihm wahrscheinlich antworten: «Dein Messer hindert mich am Schämen».

Und jetzt die Hauptsache: unser Verhältnis zur französischen Schweiz. Ich wiederhole: Wir hoffen und erwarten, dass dort zum Frommen der Eintracht und zur Wahrung der Gerechtigkeit und der Neutralität eine ähnliche eidgenössische Kopfkklärung geschehe, wie wir sie bei uns anstreben. Eins ist sicher. Wir müssen uns enger zusammenschliessen. Dafür müssen wir uns besser verstehen. Um uns aber besser verstehen zu können, müssen wir einander vor allem näher kennenlernen. Wie steht es mit unserer Kenntnis der französischen Schweiz? Und ihrer Literatur und Presse? Die Antwort darauf möge sich jeder selbst geben. Man hat immer von neuem das Heil in dreisprachigen Zeitschriften gesucht. Einverstanden. Nur kommt es nicht bloss darauf an, was geschrieben, sondern auch

was gelesen wird. Ich möchte etwas anderes befürworten: unsere deutschschweizerischen Zeitungen sollten, meine ich, ab und zu ihren Lesern ausgewählte Aufsätze aus französisch-schweizerischen Zeitungen in der Übersetzung mitteilen. Sie wären es wohl wert. Der andersartige Gedankeninhalt kann uns etwa zur Ergänzung und Erfrischung dienen. Wir waren gar zu ängstlich vorsichtig, nach der einen Richtung. Ein Aufsatz wie «Le sort de la Belgique» von Wagnière hätte auch uns angestanden. Der Stil, ich wage es auszusprechen, ist oft geradezu vorbildlich. Ich habe in den letzten Wochen zufällig ein paarmal das «Journal de Genève» zu Gesicht bekommen, das ich vorher kaum dem Namen nach kannte, alles in allem nicht mehr als sechs Nummern. In diesen sechs Nummern nun traf ich viermal je einen Leitartikel, dessen literarische Eigenschaften mir bewunderndes Staunen abnötigten. Artikel von Wagnière, von Seip-pel, von Bonnard. Kurz, von Zeit zu Zeit ein Tropflein Welsch in unsere ernste Sachlichkeit könnte nichts schaden.

Zum Schluss eine Verhaltensregel, die gegenüber sämtlichen fremden Mächten gleichmässig Anwendung findet: die Bescheidenheit. Mit der Bescheidenheit statten wir den Grossmächten den Höflichkeitsdank dafür ab, dass sie uns von ihren blutigen Händeln dispensieren. Mit der Bescheidenheit zollen wir dem todwunden Europa den Tribut, der dem Schmerz gebührt: die Ehrerbietung. Mit der Bescheidenheit endlich entschuldigen wir uns. «Entschuldigung? Wofür?» Wer jemals an einem Krankenbett gestanden, weiss wofür. Für einen fühlenden Menschen bedarf es der Entschuldigung, dass er sich des Wohlbefindens erfreut, während andere leiden. Vor allem nur ja keine Überlegenheitstöne! Keine Abkanzeleien! Dass wir als Unbeteiligte manches klarer sehen, richtiger beurteilen als die in Kampfleidenschaft Befangenen, versteht sich von selber. Das ist ein Vorteil der Stellung, nicht ein geistiger Vorzug. Ernste Behandlung erschütternder Ereignisse sollte sich eigentlich von selber einstellen, eine leidenschaftlich heftige, wüste Sprache sich von selber verbieten. Es hört sich

nicht schön an, wenn irgendein Winkelblättchen aus der Sicherheit unserer Unverletzlichkeit heraus einen europäischen Grossstaat im Wirtshausstil anpöbelt, als handelte es sich um eine idyllische Stadtratswahl. Wenn da die Zensur mit einem Maulkorb beispringt, tut sie ein Werk des Anstandes. Die Tonart des Jubels und des Hohnes sollte bei uns unter keinen Umständen laut werden. Der Hohn ist an sich eine rohe Gemütserscheinung, wie er denn in den Reihen der Armeen kaum vorkommt. Einzig der Grimm entschuldigt den Hohn. Diese Entschuldigung geht uns ab. Den Jubel über eine triumphierende Nachricht mögen sich die Volksgenossen des Siegers erlauben, im Gefühl der Erlösung aus peinlicher Spannung. Wir bedürfen der Entspannung nicht. Beides, Hohn und Jubel, sind die denkbar lautesten Äusserungen der Parteilichkeit, schon darum auf neutralem Gebiet verwerflich. Überdies säen sie Zwietracht. Wenn zwei vor einer Siegesmeldung stehen und der eine darüber triumphiert, der andere darüber trauert, so schöpft der, der trauert, gegen den, der triumphiert,

einen innigen, gründlichen Hass. Ich hatte lange gemeint, der Hohn wäre das Schlimmste. Es gibt aber etwas noch Schlimmeres: die boshaft kichernde Schadenfreude, die sich gelegentlich in hämischen redaktionellen Zwischenbemerkungen und Ausrufen Luft macht. Es gibt Stossgebete und Stosseufzer. Das sind Stossrülpsler. Auch der übliche Spott über die lügenhaften Schlachtberichte enthält eigentlich eine Überhebung. Wer lügt in den Schlachtberichten? Nicht diese oder jene Nation, sondern jeweilen der Geschlagene. Der Sieger hat es leicht, bei der Wahrheit zu bleiben. Dass aber der Geschlagene klar und deutlich mit lauter Stimme seine Niederlage im ganzen Umfange ankündige, darf man billigerweise nicht fordern. Denn das geht über Menschenkraft. Auch wir, die Spötter, würden es nicht können.

Und da wir doch einmal von Bescheidenheit sprechen, eine schüchterne Bitte: Die patriotischen Phantasien von einer vorbildlichen (oder schiedsrichterlichen) Mission der Schweiz bitte möglichst leise. Ehe wir andern

Völkern zum Vorbild dienen könnten, müssten wir erst unsere eigenen Aufgaben mustergültig lösen. Mir scheint aber, das jüngste Einigkeitsexamen haben wir nicht gerade sehr glänzend bestanden.

Meine Herren  
und Damen

Die richtige Haltung zu bewahren, ist nicht so mühsam, wie sich anhört, wenn mans logisch auseinanderlegt. Ja! wenn mans im Kopf behalten müsste! Aber man braucht es gar nicht im Kopf zu behalten, man kann es aus dem Herzen schöpfen. Wenn ein Leichenzug vorüber geht, was tun Sie da? Sie nehmen den Hut ab. Als Zuschauer im Theater vor einem Trauerspiel, was fühlen Sie da? Erschütterung und Andacht. Und wie verhalten Sie sich dabei? Still, in ergriffenem, demütigem, ernstem Schweigen. Nicht wahr, das brauchen Sie nicht erst zu lernen? Nun wohl: eine Ausnahmegunst des Schicksals hat uns gestattet, bei dem fürchterlichen Trauerspiel, das sich gegenwärtig

## Unser Schweizer Standpunkt

in Europa abwickelt, im Zuschauerraum zu sitzen. Auf der Szene herrscht die Trauer, hinter der Szene der Mord. Wohin Sie mit dem Herzen horchen, sei es nach links, sei es nach rechts, hören Sie den Jammer schluchzen, und die jammernden Schluchzer tönen in allen Nationen gleich, da gibt es keinen Unterschied der Sprache. Wohlan, füllen wir angesichts dieser Unsumme von internationalem Leid unsere Herzen mit schweiger Ergriffenheit und unsere Seelen mit Andacht, und vor allem nehmen wir den Hut ab.

Dann stehen wir auf dem richtigen neutralen, dem Schweizer Standpunkt.



# Zur Biographie Spittellers

**24. April 1845** Geburt in Liestal als erstes Kind des basel-landschaftlichen Regierungsstatthalters Carl Spitteler und seiner Frau Annette Spitteler-Brodbeck

**1849** Umzug der Familie nach Bern, wo der Vater als eidgenössischer Kassier wirkt

**1856** Umzug zurück nach Liestal

**1857-1860** Besuch des Humanistischen Gymnasiums in Basel

**1860** Erste Begegnung mit Joseph Viktor Widmann, Eintritt in das Basler Pädagogium

**1861** Entdeckung seiner zeichnerischen Begabung; Unterricht am Pädagogium bei Jacob Burckhardt und Wilhelm Wackernagel

**1862** Entschluss, Dichter zu werden

**1863** Beginn des Jurastudiums in Basel, 1864 abgebrochen

**1865** Studium der Theologie in Zürich, später in Heidelberg

**1869** Misslingen des Theologieexamens in Liestal. Vorüberlegungen zu Prometheus

**1870** Wiederaufnahme des Theologiestudiums in Basel

**1871** Bestehen des Theologischen Abschlussexamens in Basel, Ordination. Pfarramt in Langwies in Graubünden in Aussicht genommen, jedoch vor Antritt abgelehnt. Reise nach Russland, Hauslehrer bei General Standertskjöld in Petersburg. »Erste Russlandfassung« des Prometheus

**1873** Hauslehrer bei der deutsch-russischen Familie von Cramer in St. Petersburg

**1876** Ferien in der Schweiz, Zusammentreffen mit Ellen Brodbeck, in die er sich verliebt. Er verzichtet »um der Kunst willen«, um sie zu werben

**1878** Tod des Vaters, kurzer Schweizbesuch

**1879** Rückkehr aus Russland, Lehrer an der Einwohnermädchenschule in Bern

**1880** Letzte Reise nach Russland, Fertigstellung des ersten Teils von Prometheus und Epimetheus

**1881** Lehrer in Zürich am Knabeninstitut Bertsch. Lernt Gottfried Keller kennen. Ab Mai Lehrer für alte Sprachen, Deutsch und Geschichte am Progymnasium in La Neuveville. Fertigstellung und Druck des zweiten Teils von Prometheus und Epimetheus



## Zur Biographie Spittlers

**1882** Fertigstellung und Druck der Extramundana

**1883** Heirat mit Maria op den Hooff

**1885** Redakteur bei der Schweizer Grenzpost in Basel

**1886** Geburt der Tochter Anna

**1887** Stellvertretender Redakteur bei der Thurgauer Zeitung, ab Sommer freier Schriftsteller in Basel, ab Herbst Mitarbeiter des Kunstwart und der Basler Nachrichten

**1888** Briefwechsel mit Nietzsche

**1889** Das Bombardement vom Abo, Lissele, Der Neffe des Herrn Bezenval, Der Parlamentär. Misserfolg des Parlamentär am Stadttheater Basel

**1890** Feuilletonredakteur bei der NZZ. Das Kässtechen, Die Mädchenfeinde

**1891** Geburt der Tochter Marie-Adèle

**1892** Umzug nach Luzern

**1893/94** Entwürfe zu Balladen und Glockenliedern, Vorarbeiten zu Olympischer Frühling

**1896** Der Gotthard erscheint

**1897** Fertigstellung von Conrad der Leutnant, Erscheinen der Lachenden Wahrheiten

**1900** Der erste Teil von Olympischer Frühling erscheint

**1904** Der letzte Teil von Olympischer Frühling erscheint, Entwürfe zu Imago

**1905** Ehrendoktor der Universität Zürich

**1906** Fertigstellung und Erscheinen von Imago

**1907** Die Mädchenfeinde erscheint

**1909** Ehrenbürger von Luzern, Erscheinen des umgearbeiteten Olympischen Frühlings

**1910** Entwürfe zu Prometheus der Dulder

**1914, 14. Dezember:** Rede Unser Schweizer Standpunkt vor der Neuen Helvetischen Gesellschaft, Zunft zur Zimmerleuten, Zürich

**1915** Ehrendoktor der Universität Lausanne, Feier des 70. Geburtstags in Zürich

**1920** Feier des 75. Geburtstags in Luzern mit Mitgliedern von Behörden und Schweizer Universitäten, im Herbst Nobelpreis für Literatur (rückwirkend auf 1919)

**1924** Prometheus der Dulder erscheint

**29. Dezember:** Tod Spittlers in Luzern

Quelle:

Werner Stauffacher: Carl Spitteler. Biographie.  
Zürich/München: Artemis 1973

# Impressum

## Herausgeber

Verein «Carl Spitteler – 100 Jahre Literaturnobelpreis 1919-2019»  
Amtshausgasse 7  
4410 Liestal

## Artwork & Layout

Stevie Fiedler, eyeloveyou.ch

## Bildnachweis

Foto Titelblatt: Carl Spitteler um 1892. Fotoatelier Ganz in Zürich.  
Foto Seite 5: Carl Spitteler im Jahr 1916. Fotograf: Paul Bonzon, Lausanne.  
Illustration Suisse Artistien, Lausanne.

## Druck

blo.ch

## Auflage

1'500 Stk.

[www.spitteler.ch](http://www.spitteler.ch)

Unterstützt durch



